Lebens-Bilder

in

Erzählungen

von

Carl Burger.

Erstes Bändchen.

Bayreuth, 1830.
Im Verlage der Grau'schen Buchhandlung.

Wd.
128. D.

Inhalt:

Der Schulmann.

Die Brüder.

Die Hand voll Sägspäne.

Emma und Sophie.

Der Haarbeutel.

Die Bescherung.

Die Brautwerbung.

Der Schulmann,

wahre Begebenheit.

Matthias Engel, der Rector — wie man ihn zu nennen pflegte — in dem Landstädtchen Rothheim, stand in seiner Studier-, Schlaf- und Wohnstube; mit einem tiefen Seufzer rieb er sich die Stirne, und suchte aus verschiedenen Tabacks-Behältern die letzten Blättchen Rauchtaback zusammen, um seine Morgenpfeife zu stopfen, ehe er an seinen mühevollen und nur kärglich belohnten Beruf, in die Schule des Städtchens ging.

Da trat Philippine, seine Schwester Haushälterin herein, und sagte: nun Matthias, das wird heute wieder eine schmale Mahlzeit werden; du barmherziger Gott! — Wie so, Pine? entgegnete ihr mit möglichst heiterem Gesicht der Rector. — Wie du auch fragen magst! ist's doch überall so leer in der Speisekammer, als ob sie ausgeleckt wäre; ein halber Löffel Schmalz, die

letzte Rinde Brod und etwas weniges Mehl, das ist alles. Oder hast du vielleicht Geld? —

Geld? — fragte der Rector lächelnd, — Geld? — O ja — er langte in die Tasche und brachte drei Kreuzer, zwei Pfennige hervor — da Pine hast Du alles, was ich habe, meinen ganzen Reichthum, mehr habe ich nicht.

Wie ich mir's dachte, sagte die Schwester und rang die Hände. — Ach! es ist erschrecklich! ein so gelehrter Mann, der es sich so sauer werden läßt, und nicht einmal dafür belohnt wird. Und der Taback ist auch alle? Je nun, meinte der Rector, es muß ja nicht geraucht seyn! Sieh Pinchen, die letzte Pfeife schmeckt mir allemal am besten, da wird jeder Zug gemessen; — und dann wegen des Mittagessens — du hast ja etwas Schmalz und Brod, wenn es auch nicht viel ist, wir beide haben doch genug, da kochst Du eine Suppe — Wasser haben wir ja.

Das ist eben das Elend! klagte Philippine, daß Du so gar genügsam bist, und mit allem zufrieden. Mir möchte das Herz brechen, nicht etwa meinetwegen, aber Du solltest etwas Nahrhafteres haben.

Laß gut seyn, Schwester! der liebe Gott wird zu seiner Zeit schon helfen, er hat uns ja

noch nie verlassen. So tröstete Matthias Engel die Besorgte, reichte ihr die Hand, und küßte die Thräne weg, die an der guten Schwester Auge hing: als es an die Thüre pochte. Herein! riefen beide. Und in Reisekleidern trat ein Mann in die Stube, dem der Rector, all' seinen Mangel vergessend, voll Freude um den Hals fiel, mit dem herzlichen Ausruf: Mein guter Werner! — wo kommst Du her? Ach das ist schön, daß Du mich aufsuchtest, willkommen in meiner kleinen Behausung.

Werner, Engels Universitätsfreund, hatte in der Hauptstadt Geschäfte, und besuchte auf der Heimreise seinen Freund mit dem Vorsatze, ein paar Tage bei ihm zuzubringen. Engels Freude war groß, wie hätte er bei seines Freundes Anblick daran denken können, daß ihm alles fehle, diesen auch nur nothdürftig zu bewirthen. Desto erschrockener war Philippine, sie hatte ja für die körperlichen Bedürfnisse des lieben Gastes zu sorgen, während der Bruder, hocherfreut über den unerwarteten Besuch, nur an den geistigen Genuß dachte. Eben wollte sie sich entfernen, um bei einem bemittelten Nachbar einige Gulden zu borgen, der ihr schon öfter in so mangelhafter

Umständen bereitwillig aus der Noth geholfen hatte.

Da pochte es wieder, und herein trat ein Mann, einen großen steinernen Krug haltend, und bat um Verlaub: der liebe Herr Rector möge es ihm doch nicht übel auslegen, er habe heute sein bestes Faß angestochen, und für den guten Herrn ein Krüglein Bier gefüllt, ganz ächtes, welches er nun, als einen kleinen Beweis seiner Dankbarkeit, freundlich annehmen möchte, weil er bei seiner alten Mutter Krankenbette so gar tröstlich gesprochen, und der alten Frau das Abscheiden so leicht gemacht habe. Herzlich dankte Engel, mit einem Seitenblicke auf seine Schwester, der etwa so viel bedeuten sollte, als: Siehst Du!

Kaum war dieser fort, so brachte ein zierlich aufgeschmücktes Mädchen, nebst freundlichem Gruß von Vater und Mutter, den Antheil des dem Rector gebührenden Taufgeldes, und für die Jungfer Kuchen- und Taufbrod. Der gute Rector verstummte vor Rührung — denn nun dachte er erst daran, wie wichtig ihm diese Hülfe bei gegenwärtiger Noth sey. — Desto gesprächiger war die Schwester, wohlwissend, daß ein verbindlicher, wortreicher Dank gar wohl aufgenommen, und meistens der Gabe gleich geach-

tet wird. Auch saugte das Mädchen, mit offenem Munde und gar behaglichen Blicken, die Ausdrücke des Dankes ein, um sie — wahrscheinlich in verkehrter Ordnung — zu Hause wiedergeben zu können.

Aber noch waren die Spenden nicht zu Ende, und es schien, als ob die Einwohner des Städtchens heute alle Schleußen ihrer Milde geöffnet hätten, denn auch der Metzger des Städtchens kam und brachte das rückständige Schulgeld für seine Buben, und als Beigabe und Zinsgroschen, ein recht ansehnliches Stück Fleisch.

Werner, der Gastfreund, staunte, denn, sagte er: ich hätte nimmer vermeinet, daß Du solch einträglichen Dienst dahier habest, vielmehr glaubte ich, es sey, was Leibes Nahrung und Nothdurft anlange, dir kärglicher zugemessen, als Mühe und Arbeit, und deßhalb beinahe Anstand genommen, Dir beschwerlich zu fallen, hätte nicht meine Liebe zu Dir, und die Erwartung, Du werdest mit Deinem alten Freunde keine Umstände machen, meine Bedenklichkeit beseitiget. Auch wollte ich Dir zureden, Dich um eine Stelle am Gymnasio der Hauptstadt zu melden, welche vor einigen Tagen erledigt worden. Kann Dir auch im Vertrauen sagen, daß ich unter der Hand hiezu den Auftrag

erhalten habe; da es nun aber also mit Dir steht, so weiß ich fast nicht, ob ich Dir dazu rathen soll; denn ist auch in der Stadt der Geldbetrag in Baarem bedeutender, so sehe ich wohl, Du bist allhier nicht nur geachtet, sondern vielmehr geehret und geliebt, als welches in denen größern Städten auch bei der gewissenhaftesten Berufstreue, nicht immer der Fall ist. —

Engel hatte das Letztere überhört. Ehrfurchtsvoll nahm er die Mütze von seinem fast ergrauten Haupte, faltete die Hände, und rief begeistert:

Nie lässest du die Deinen,
O Gott! wie sie's auch meinen;
Du sorgest väterlich für sie.

Guter lieber Werner, jetzt heiße ich Dich doppelt freudig willkommen; denn Du mußt wissen, als Du in die Stube tratst, hielten wir so eben großen Rath, von was wir den heutigen Tag leben wollten. Siehe, das war meine ganze Baarschaft — hier zeigte er ihm seine drei Kreuzer zwei Pfennige — und Küche und Keller war leer. Vor Freude, Dich zu sehen, vergaß ich meine Armuth, aber ich hätte Dir keine Pfeife Taback anbieten können. — Da zeigte ihm Werner seine gefüllte Blase, und meinte, damit hätte es keine Noth. —

Und nun, — fuhr Engel fort — hier ist Geld, Bier, Fleisch und Brod! — dann noch das Allertröstlichste, eine Aussicht auf bessere Versorgung. Schon glaubte ich, die Herren in der Stadt hätten mich ganz und gar vergessen. — So laß Dir nun wohl seyn unter meinem Dache, Du alter wackrer Freund! —

Der Rector bewarb sich um die Stelle, man kannte seine Verdienste, und er erhielt sie. Noch segnen dankbare Schüler sein Andenken, und redliche Freunde betrauern seinen Verlust.

Friede sey mit ihm, er ruht sanft. —

Die Brüder.

Valentin Lundner, dessen Geschlechtstafel bis zum Urgroßvater hinauf ging, war, so wie seine ihm bekannten Vorfahren, als Seilermeister in Windelheim seßhaft, hatte dabei einen Flachshandel, und lebte, als schlichter Bürger, gerne in Ruh und Frieden. Er hatte sein Theilchen Erfahrung, war als Geselle gewandert, und die Sonntag-Abende jedesmal, theils seiner hellen Stimme wegen, theils wegen seiner geographischen und historischen Kenntnisse, seit langer Zeit als Zeitung-Vorleser anerkannt; dabei hatte er die glückliche Gabe, alles erklären zu können, sogar auch dasjenige, was ihm selbst nicht klar war, und wußte doch das Letztere so deutlich und faßlich vorzutragen, daß seine Mitgenossen beim edlen Gerstensafte sich darob höchlichst verwunderten. Dabei trieb er sein Gewerbe ordentlich, und wurde, wenn die Rede bei großen Festlichkeiten, z. B. beim

Geburtstage des Landesherrn, oder beim Vogelschießen u. dergl., von Honoratioren war — so nannten sich die Ersten in Windelheim — allemal auch mit aufgezeichnet.

Kam ein durchreisender Fremder — das Städtchen lag an der Landstraße, — und blieb im Gasthofe übernacht, der es über sich gewinnen konnte, an den geselligen Abendfreuden der Windelheimer in der großen Stube, beim Tabacksqualm auszuhalten, so brachte Meister Lundner gewiß allemal sein Räthsel zum Vorschein: Welcher Arbeiter seine Arbeit in die Länge ziehe und doch zu rechter Zeit fertig werde? und freute sich innerlich, wenn es nicht errathen wurde. Da traf sich, daß ein malitiöser Mensch, einer von denen, die Andere so gerne necken, ihm den Spaß auf lange vertrieb. Es war dieß ein junger Reisender, der zu Pferde ankam, und den die Langeweile der einsamen Stube am neblichten Herbstabend, in die Wirthsstube trieb. Sein feiner Kanaster mischte sich bald unter den Rauch der landesüblichen Blätter, und er horchte den Wechsel-Gesprächen theilnehmend zu. Da gab auch Meister Lundner dem feinen Gesellen sein Räthsel auf, und erhielt zur Antwort: Es sey dieß derjenige, welcher die engsten Halsbänder verfertige, weil sie der Henker zuschnüre. Der

fremde Monsje hatte Zeit, sich abzuschleichen, denn ein allgemeines Murmeln über diese, wie sie vermeinten, unziemliche, grobe und beleidigende Antwort, drückte den Unwillen der Anwesenden aus, und Valentin Lundner marschirte von der Zeit an rückwärts, ohne dessen mehr eine Erwähnung zu thun.

Es waren schon einige Jahre hingegangen, seit derselbe als ehrsamer Meister und Junggeselle mit Jungfrau Eleonora Fipsin von der Kanzel proklamirt, und in der darauf folgenden Woche ehelich verbunden wurde; aber der Ehesegen blieb, trotz der Weisung: seyd fruchtbar und mehret euch: zu nicht geringem Verdrusse des Seilermeisters, noch immer aus, ja es wurde ihm fast bange, das Geschlecht derer Lundner möchte aussterben: als ihm von seinem Eheweibe vertraut ward — Valentin legte den Finger auf den Mund, und suchte so den Bewegungen seiner Herzensfreude gleichsam Thür und Thore verschließen zu wollen: vertraute es auch diesen Abend keiner Menschenseele weiter an, als seinem Gevatter Kampel, mit der feinen Andeutung: daß sie nun wohl hoffentlich quitt werden würden.

Frau Leonora, oder, wie sie Kürze halber gewöhnlich genannt wurde, Lorl, genas von

einem gesunden Söhnlein, das gleich in der ersten Stunde alle Anlagen zum einstigen Zeitung-Vorleser verkündigte, denn es schrie gar mächtig. Der kleine Mensch erhielt den Namen Gottfried, der sich auch in der Windelheimer Aussprache als Friedel recht gut ausnahm. Der Junge wuchs, und ließ sichs schmecken, auch war ihm die Fähigkeit, dieß und das zu verlangen, schon nach einem Jahre nicht mehr abzusprechen, und Vater Lundner hatte somit alle Aussicht, daß Friedel schon durch die Welt kommen werde.

Als Friedel auf des Vaters spanischem Rohr neben diesem herzureiten vermochte, war Frau Lundner wieder voll Hoffnung, und brachte zu rechter Zeit mit Hülfe des Storches abermals ein Söhnlein. Doch die gute Frau fing von der Zeit an zu kränkeln, und der kleine Kunnerle (Konrad) war noch keine 4 Monate auf der Welt, als er seine sorgsame Mutter verlor.

Meister Lundner war über diesen Verlust schmerzlich betrübt, und hatte auch alle Ursache zu klagen, denn er hatte durch den Tod seines braven Weibes, kein Hauskreuz verloren, vielmehr lag nun, das fühlte er sehr, die ganze Last des Hauswesens auf ihm und am meisten der kleine neugeborne Mensch am Herzen.

Daß es an Tröstern und Trösterinnen nicht fehlte, läßt sich denken, und fühlte Meister Lundner, der noch ein recht stattlicher Mann war, in seinem Herzen, und in seinem Hause eine Lücke, so gab es noch milde Herzen genug in der Welt — darunter wurde bei solchen Fällen der Inhalt der Windelheimischen Stadtmarkung verstanden — die aus angebornem Trieb bereit waren, selbige gutwillig auszufüllen.

Aber Lundner wollte da keinen Gebrauch machen. Er war das Erstemal glücklich verheirathet, und deshalb von manchem seiner Bekannten, der aus der Lotterie des Ehehafens eine Niete gezogen hatte, fast oft beneidet worden. Wie leicht konnte ihm nun eine Niete zu Theil werden!

Ueberdieß war eine Muhme bereit, sich seines Hauswesens und seiner Kinder anzunehmen. Sie konnte das um so unbescholtener thun, da der nahe Verwandtschaftsgrad, schon einmal keine eheliche Verbindung gestattete; und hatte sodann keine Lust zum heirathen von jeher bezeugt, weil sie glaubte, man wolle sie blos ihres Geldes wegen; zu dem war sie nun in dem Alter, wo keine Versuchung leichtlich mehr zu befürchten stand. Kunnerle wurde bald ihr Liebling, und ihm hatte sie schon in den Win=

deln ihre dereinstige Hinterlassenschaft zugedacht, auch war Friedel ihrer Ruthe entwachsen, und stand unter dem Stock våterlicher Aufsicht.

Meister Valentin Lundner ließ es nicht an Vorschriften fehlen, die er seiner Jungfer Muhme gab, wie er auch möchte, daß der kleine Windelheimer Weltbürger erzogen werden sollte. Aber Jungfer Isabella — sie war zwar auch eine geborne Fipsin, doch andern Sinnes wie Eleonora, — beliebte ihren eigenen Einsichten zu folgen. Sie hatte ihre Grundprinzipien, von denen sie nicht abging; und diese waren bei der ersten Erziehung: Wärme und genugsame Atzung des kleinen Menschen. Denn, sagte sie, so ein kleines Wesen hat noch keine eigene Wärme, und muß daher durch weiche Betten, Flanell und Wärmflaschen wohl verwahrt werden; und wenn Meister Lundner sich beschwerte, daß der Bube mehr Zucker zu seinen Zullern verbrauche, als sie alle miteinander, und daß Friedel doch auch ein tüchtiger Junge geworden sey, und gar keinen bekommen habe, ja, er sey zu dieser Zeit gar kein so Schreihals gewesen: so wußte die Muhme die Schuld auf den Mangel der Muttermilch zu schieben, und ersetzte das, was der Vater an Süssigkeits-Deputat abzuzwacken vermeinte, aus eigenen Mitteln.

Dafür hatte sie aber auch den Triumpf, daß Kunnerle sich von keinem Menschen anrühren ließ, und wenn ihm der Vater oder Friedel zu nahe kamen, ein jämmerliches Geschrei anfing, und mit beiden Händen nach seiner Bella langte.

Schon ging Friedel zur Schule, und mahlte zu Hause Tische und Bänke mit Kreide voll, balgte sich mit allen Jungen seiner Revier herum, während Kunnerle mit seinen zarten Gliedmassen, und seinem blauen Milchgesicht, halb unter den Rock versteckt, ängstlich die Schürze der Mumu Bella hielt.

Die Fähigkeiten der beiden Knaben entwikkelten sich nach und nach auf sehr verschiedene Weise. Friedel war der lebendige Leichtsinn, und bald im Städtchen derjenige, der, wenn es galt, der Katze die Schellen anhängen mußte, und von der väterlichen Hand deßhalb oft gar weidlich gezüchtiget und zu Wasser und Brod verurtheilt wurde, wenn sein Bruder der Mumu auf dem Schooße saß, und mit einigen Löffeln Muskatweines zur Stärkung gelabt wurde, der nun freilich nicht daran dachte, von dem höchsten Gipfel des Baumes die schönsten Pflaumen herab zu holen, wohl aber von seinem Bruder, wenn dieser mit blutenden Händen herun-

ter kam, die größere Hälfte verlangte, unter Androhung: sonst sage ichs dem Vater!

Friedel lernte fleißig in der Schule, das Zeugniß gaben ihm alle seine Lehrer, aber der Beisatz: es ist auch der heilloseste Bube, fehlte niemals. Kunnerle hingegen brachte es im Lernen eben nicht gar weit, saß aber, wenn in der Schule, während der Abwesenheit des Lehrers, alles drunter und drüber ging, stockstille, und machte den Aufpasser, und wenn der Lehrer kam, und Nachfrage hielt, allemal den Angeber. Ließen Friedels Kameraden Leib und Leben für diesen, so hatte Kunnerle bald alle zu Feinden, und das Necken der Buben und das Klagen Kunnerles bei der Muhme und dem Lehrer nahm kein Ende. Bald konnte es dem zarten weichen Knaben kein Lehrer mehr recht machen, und als er eines Tages, seiner Faulheit wegen, mit der Eselskappe paradiren mußte, brachte es Muhme Bella dahin, daß er dieser grausamen Behandlung entzogen, und zu Hause unterrichtet wurde. Zwar lernte er hier, unter den Augen der Muhme, die beständig vorpredigte, auch nicht mehr, aber er wurde doch nicht mißhandelt, und sie wußte ihn damit zu entschuldigen, daß der Verstand nicht vor den Jahren komme.

Das Kriegsspiel im Großen, das in Deutschland so lange Zeit aufgeführt wurde, fand auch unter der lieben Jugend Windelheims seine Nachahmer, und Friedel war die Seele der Armee, die mit hölzernen Flinten und Säbeln gar stattlich exerzirt war. Lange fanden diese Exerzirübungen nicht statt, so kams auch zu Gefechten, und Friedel war immer einer der Anführer. Geriethen die Kämpfer sich in die Haare, und zerbläuten sich tüchtig, dann stand Kunnerle in der Ferne, hatte den Daumen im Maul und lachte, bis ihm ein Streifcorps zu nahe kam, dann riß er aus. Doch konnte er nicht ganz ohne Theilnahme bleiben, und machte gelegenheitlich, wenn es ohne Gefahr geschehen konnte, bei beiden Theilen den Spion, wozu er alle Anlagen hatte.

Meister Lundner wünschte sich nun, an seinem Gottfried einen tüchtigen Gesellen zu ziehen, und dieser, des Spielens auch satt, entsprach den Wünschen des Vaters. Er war fleißig, und wendete selbst seine Freistunden gut an. Schon konnte Lundner seinem Sohn das Zeugniß geben, daß er, der doch erst zwei Jahre bei der Profession sey, es mit jedem Gesellen aufnehme. Aber Kunnerle, was sollte aus dem Ofenhocker, — wie ihn der Vater nannte —

werden? Wozu er sich auch entschließen wollte, immer mußte er die Fleischtöpfe des väterlichen Hauses, und den süßen Mußbrei der Muhme verlassen, und wer konnte ihm von beiden eine solche Trennung zumuthen? Darum setzte er sich endlich auch an das Drehrad, und wollte ein Seiler werden. Aber nun gingen die Händel unter den Brüdern erst recht an, immer gab es Verdruß, denn alle Arbeit war dem Zärtling zu viel, und er klagte deßhalb der Muhme die Ohren voll, die es denn auch bei dem Vater dahin brachte, weil er ihn doch nicht wolle Studieren lassen, — ach! sie hätte ihn für ihr Leben gerne auf der Kanzel gesehen, und er hätte nach ihrer Meinung auch dazu getaugt, wenn sich nur bessere Lehrer für ihn gefunden hätten, — daß er ihn auf eine Schreibstube thun wollte.

Isabelle ließ es an Versprechungen, die sie dem Oberschreiber machte, nicht fehlen, damit der liebe Junge doch nicht allzustrenge angehalten würde, welches seiner Gesundheit leicht nachtheilig werden könnte. Aber was halfs! der liebe Kunz schrieb eine Faust, die kein Mensch lesen konnte, und dabei so fehlerhaft, daß trotz den gemachten Versprechungen der Oberschreiber erklärte; sie solle Kunzchen Federn schleißen

lassen, dazu könne er eher taugen, als auf eine Amtsstube.

Da war denn Kunz wieder auf dem alten Fleck, und Bella schimpfte über die Unduldsamkeit der Leute, während Vater Lundner ihr allein die Schuld gab.

Noch war kein halbes Jahr zu Ende, so hatte der liebe Sohn alle Gewerbe, die in Windelheim anzutreffen waren, durchprobirt, aber der arme Schelm war, wie es schien, zum Unglück geboren — der Vater meinte freilich, er zogen sey richtiger. — Entweder der Meister jagte ihn den zweiten, dritten Tag wieder fort, oder Kunnerle empfahl sich schon am ersten Tag, kraft seines richtigen Vorgefühles, daß ihm diese Arbeit zu schwer sey. — Am längsten hielt er bei einem Gewürzkrämer aus, als aber dieser einen ungewöhnlichen Defect in seinem Zwetschen-Faß und in der Weinbeerschublade fand, der mit seinem gewöhnlichen Absatz nicht stimmte, und den Lehrling mit vollen Backen, die, wie die Backentaschen eines Affen, voll Mandeln und Rosinen gestopft waren, antraf, warf er ihn ohne weiteres zur Thüre hinaus. Der Vater fluchte und zankte, aber was halfs; Muhme Bella machte die Vermittlerin, und ersetzte aus eigenen Mitteln den verursachten Kosten-Auf-

wand. Es war doch besser einiges Geld auszugeben, als den armen Jungen mißhandeln zu lassen, der doch erst in seinem 16ten Jahre stand, und sich schon noch machen werde; der 19jährige Gottfried sey von Natur stärker, und werde deßhalb schon sein Fortkommen draussen in der Welt finden. Dieses letzte wurde nun immer als eine Art Schlußformel gebraucht, und sollte einstweilen darauf hindeuten, daß Friedel seiner Wege gehen, und seinem Bruder Platz machen solle.

Auch zuckte es dem tüchtigen Seilergesellen Gottfried in allen Gliedern, und er verspürte gar große Sehnsucht, nach was? das wußte er sich selbst nicht zu sagen.

Zwar tändelte und schäkerte er mit hübschen Mädchen für sein Leben gern, aber es blieb beim Tändeln, eine galt ihm so viel wie die andere, und die Sehnsucht wurde nicht gestillt. Er wollte in die Fremde, das war es. Der Vater, der den gewandten fleißigen Arbeiter gut gebrauchen konnte, wollte von den Anspielungen Gottfrieds, daß ein junger Mensch die Welt sehen müsse, immer nichts hören. Gottfried hatte sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt. Da begab sich's, daß er mit seinen Kameraden auf die Heinersdorfer Kirchweih ging. Der dor-

tige Wirth, der unter dem Spottnamen Lauterwasser in der Umgegend bekannt war, war gar ein durchtriebener Vogel, und wußte sich was darauf einzubilden, daß er die besten Bratwürste mache; auch fand man bei ihm, wenn gerade nicht gar zu viele Gäste da waren, einen guten Trunk Bier; daß lose Vögel ihm nachsagten, er schreibe mit doppelter Kreide an, war entweder ein leeres Gerede, oder, wenn die Gäste es mit ihren Neckereien zu arg machten, so mußte er seine Geduld ja auch mit in Rechnung bringen.

Das schöne Wetter hatte eine Menge Leute aus allen Ständen Windelheims dort versammelt, auch wurde in dem dortigen Tanzsaal — es war blos eine Art Scheune — getanzt. Gottfried stand im Getümmel und sah zu, selbst zu tanzen hatte er heute, er wußte selbst nicht warum, gar keine Lust. — Da fiel ihm mitten unter den vielen hübschen, ihm meist bekannten Gesichtern eines auf, das ihn auf eine besondere Art anzog; er mußte immer wieder hinsehen, das Mädchen kam ihm so bekannt vor, und doch kannte er es gewiß nicht. Am sonderbarsten war es, daß er, sonst eine Art Geradezu, lange nicht das Herz hatte, nach ihrem Namen zu fragen; endlich mußte ers doch wissen, denn

er wurde gewahr, daß, so oft er hinsah, auch das Mädchen auf ihn blickte, ja er wollte wetten, daß sie mit ihren Bekannten von ihm müsse gesprochen haben. Er fragte, und hörte, es sey Rosenheims Justine, die Schwester seines liebsten Jugendgespielen, den leider frühe der Tod abgerufen hatte; ihr Vater war ein wohlhabender Kunstgärtner und Saamenhändler, seit 4 Jahren war sie in Großthalheim bei ihrer Mutter Schwester, und erst gestern von da zurückgekommen.

Nun wußte er, warum sie ihm so bekannt war; er fand in ihr alle Züge seines lieben Jugendfreundes wieder, er erinnerte sich an so manches Fest in ihres Vaters großem Garten, und es wurde ihm ganz sonderbar dabei ums Herz. Wie hatte sich dieses Mädchen verändert! sie war viel größer und schlanker, alles was sie that, jede Bewegung hatte so viel Anstand, war so sittsam, und dabei leuchteten ihre Augen, wie feurige Sterne.

Natürlich mußte er sie nun anreden, was würde Justine von ihm gedacht haben? Er nahm sich zusammen, und ging auf sie zu. Auch sie trat ihm recht freundlich entgegen, und sagte: Herr Lundner — es freut mich Sie zu sehen, — beinahe hätte ich Sie nicht mehr

erkannt. — Daß Gottfried etwas Aehnliches herstotterte, versteht sich, und daß er, um auf die einfachste Art eine Annäherung zu bewirken, sie zum Tanz aufforderte, das alles war ja ganz natürlich. Justine sagte: Ich hatte mir zwar vorgenommen, heute, und hier in diesem Gedränge nicht zu tanzen, aber dem Jugendgespielen meines Bruders, der so oft mein Beschützer war, kann ich es doch nicht abschlagen.

Gottfried hatte als flotter Bursche schon gar manchen Reihen getanzt, und war dafür in Windelheim bekannt, daß er bei solchen Gelegenheiten nicht leicht fehlte; aber heute war es, als ob er noch nie, gar in seinem Leben nie, getanzt hätte. Herumgesprungen war er wohl, aber heute, das fühlte er, tanzte er zum Erstenmale.

War es doch, als ob selbst in dem Gedränge die Füße des Mädchens nicht den Boden berührten, und ohne anzustoßen schlüpften sie durch die dichten Reihen, die immer geräumiger wurden, denn ein Pärchen nach dem andern trat aus, und sah diesen Beiden zu. Gottfrieds Gesicht glänzte freudetrunken, und eine nie gefühlte Wonne spielte gleichsam Versteckens in seinen Mundwinkeln. Die Musik schwieg, und Gottfried führte Justine auf ihren verlassenen

Platz. — Er war nun auf einmal bekannter mit ihr geworden, die Scheidewand, die vier Jahre gezogen hatten, war gefallen, — er konnte wieder sprechen, und sprach viel.

Auch Justine war sehr heiter. Da sie keine Lust mehr hatte, in dem Menschengewühl zu tanzen, wer konnte wohl Gottfrieden zumuthen, daß er noch getanzt hätte. Es wurde Abend, man schickte sich zum Nachhausegehen, und Gottfried schlenderte neben Justinen, in einem herrlichen Wiesenthale, der Heimath zu. Die Leere in seinem Herzen hatte sich auf eine ihm ganz unerklärbare Weise ausgefüllt, ja er fühlte sich so voll, daß ihm schier die Brust zu enge wurde.

Wer hätte nach dem freundlichen Abschied von Justinen, nach dem herzlichen: Gute Nacht! von ihr, bei seiner Nachhausekunft dem Träumer Gottfried es ansehen sollen, daß er heute so, — nicht vergnügt, nicht fröhlich, — nein, so glücklich war! —

Es war nach Mitternacht, und noch saß er in der Laube des kleinen väterlichen Gartens, die er selbst gezogen hatte, hatte die Hände gefalten, und sah mit flehenden Blicken hinauf an den schön gestirnten Himmel, seine Augen waren naß, aber sein Mund lächelte, Schmerz konnte es nicht seyn, — es war Sehnsucht, heiße,

nie gefühlte Sehnsucht, er hatte schon öfter etwas Aehnliches empfunden, aber sein Gefühl kannte keinen Namen; — nun hatte es einen — Justine. —

Er legte sich zu Bette, und träumte fort; ob er geschlafen hatte, wußte er nicht. Mit einem Eifer ging er am Morgen an sein Geschäft, der ihm, so fleißig er sonst war, selbst ein Lächeln abnöthigte; es kam ihm vor, als ob er schon jetzt für Justine arbeitete.

Gottfried fehlte gewiß nirgends, wo er wußte, daß Justine mit ihren Freundinnen war, und da er überall gerne gesehen wurde, warum hätte sie sich nicht auch freuen sollen, daß er dabei war?

Immer näher, und näher kamen sich die Beiden, und schon fehlte es nicht an kleinen Neckereien, ehe sie sich noch ein Wörtchen gesagt hatten, das, ihrer Meinung nach, zum Verräther hätte werden können. Daß ihre Blicke sie verriethen, daß Justine träumend da saß und zerstreut antwortete, so lange Gottfried in der Gesellschaft fehlte, daß dieser keine bleibende Stelle hatte, wenn durch irgend etwas verhindert, Justine in dem freundlichen Kreise fehlte; das glaubten sie, merke kein Mensch, und nah=

men es recht sehr übel auf, daß die andern darüber kicherten.

Auch Kunnerle, dessen Hände gar gerne in dem Schoos der Faulheit lagen, der aber seine Augen desto fleißiger auf Wegelagerung ausschickte, blieb dies stille Einverständniß nicht unbemerkt, und er unterließ nicht, seiner getreuen Muhme Bella die übertriebensten Mittheilungen davon zu machen; ohne daß etwas anderes, als ein gewisser Neid darüber, daß Gottfried überall vorgezogen wurde, während ihn, der doch auch schon anfing, einen Bart zu bekommen, kein Mensch beachtete, — ihn zu diesen Mittheilungen bewog. Auch blieb er seiner Weise nach nicht bei der Wahrheit, sondern behauptete, Gottfried werde sich nächstens öffentlich um Justinen bewerben, die Sache sey schon so gut als richtig. —

Desto mehr erschrack Muhme Bella. Armer Kunnerle! sagte sie — das hat noch gefehlt, was soll nun mit dir werden? Bekommt der gottlose Mensch das reiche Mädchen, sie ist ja die einzige Tochter, so muß der Vater bei ihm als Geselle arbeiten, und ich und du, wir werden aus dem Hause gejagt.

Jetzt ging Kunzen ein gewaltiges Licht auf. Wenn die 4 Spezies ihm auch nicht ins Ge-

hirn wollten, so konnte er doch mit Hülfe seiner dürren Finger ziemlich fertig im Kopf rechnen, und wußte sich manches Profitchen zu machen, wo kein Mensch daran dachte. Es wurde ihm ziemlich klar, daß, wenn er aus dem Hause mußte, wie die Muhme fürchtete, es schlimm mit ihm stehen würde, und er nahm sich vor, nun erst recht aufzupassen.

Denn die Muhme theilte ihm nun ihren längst genährten Plan mit. Sieh, mein Söhnchen! sagte sie, etwas mußt ja doch einmal treiben, und da dächte ich, du entschließest dich, und würdest ein Seiler, so kommst du in kein fremdes Haus; was den Vater anlangt, da will ich schon zu Rechte sehen, wenn wir nur den starken Bengel, den Gottfried, erst vom Halse haben, und der muß nun fort, das will ich schon machen. Es hätte leider früher geschehen sollen, er wollte ja so immer fort, jetzt wird er sich freilich sperren; aber fort muß er doch, da setze ich meinen Kopf darauf.

Die Gewohnheit hatte ihr eine Gewalt über Meister Lundnern verschafft, die dieser selbst nicht begreifen konnte; war er auch noch so aufgebracht über den faulen Ofenhocker, Isabelle wußte ihn immer zu besänftigen. Sie benutzte daher den ersten günstigen Augenblick, und

theilte dem Vater das Geheimniß von Gottfrieds unerlaubter Liebschaft mit, die er hinter dem Rücken seines Vaters angesponnen habe.

Nu nu! sagte Lundner, da sehe ich weiter nichts Schlimmes dabei, das Mädchen ist hübsch und brav, bekommt von dem Alten einen Batzen Geld mit, was will er mehr?

So? — ja wie Sie es ansehen, freilich! aber was wird denn mit Ihnen werden, wenn Gottfried sich ansäßig macht? — der wird Ihnen bald alle Kundschaft wegfangen, zwei Seiler können doch hier nicht leben. Oder wollen Sie ihm die Werkstatt übergeben, und von dem Friedel und Ihrer Schwiegertochter das Gnadenbrod essen? „Gnadenbrod essen? warum nicht gar!"

Nun, was soll denn sonst daraus werden? räumen Sie ihm nur erst das Haus ein, er wird Sie bald genug daraus verdrängen, oder Sie zu Tode ärgern; denn dann ist er Meister und Sie sind nichts mehr. — Will er ja doch jetzt schon dieß und das besser machen.

„Was? — nein! das thut Gottfried nimmermehr! zwar — hm hm — doch nein, das sind Flausen, da steckt die Jungfer Muhme und das Milchgesicht, der Kunz, dahinter."

Von uns will ich gar nicht reden, denn was ich hinterlasse, gehört dem armen Jungen, der so wie das Stiefkind behandelt wird. Aber von Ihnen ist die Rede, von Ihnen, Herr Vetter! — und so mit ging sie ihrer Wege, der Saame des Argwohns war gesäet, mehr wollte sie jetzt nicht.

Da kam, vielleicht nicht ganz zufällig, Meister Lundner am nächsten Sonntag in einen öffentlichen Garten, wo die junge Welt versammelt war, und sich mit allerlei Spielen die Zeit vertrieb. Hier sah er — die Muhme hatte wenigstens nicht ganz die Unwahrheit gesagt, — Gottfrieds Augen hingen nur an Justinen, und die ihrigen vermißten ihn nicht gerne lange. Der Bursche hatte Geschmack, sein Vaterherz bewegte sich freudig, daß das hübscheste und reichste Mädchen in Windelheim Gefallen fand an seinem Fleisch und Blut, aber es war auch ein ganzer Kerl, sein Gottfried, das mußte er sagen. Ohne Bellas giftige Anspielungen hätte das, was er sah, ihn bis zu Thränen gerührt, aber so — Gnadenbrod! — murmelte er, und bohrte seinen Stock in den Sand — das wäre mir recht!

Als aber vollends ein Nachbar zu ihm trat, — da eben Gottfried recht freundlich bei Justi-

nen stand, und ihr eine halboffene Rose vorsteckte — und sagte: „nun, Meister Lundner, wie gefällt Euch dieß Pärchen? wahrhaftig das schönste in der Stadt. — Die Leutchen sind einander werth. — Da könnt Ihr Euch bald zur Ruhe setzen!" Da knurrte Lundner: das hat noch gute Wege, Nachbar! — drückte seinen Hut tiefer auf die Stirne, und ging höchst verstimmt nach Hause.

Muhme Bella sah es ihm an, daß er etwas haben mußte, und wußte es so geschickt heraus zu holen, daß er weit mehr erzählte, als er selbst wußte, und gesehen hatte.

Jetzt hatte sie ihn, wo sie ihn haben wollte, jetzt mußte das Eisen geschmiedet werden, weil es warm war, und sie ließ es am Hämmern nicht fehlen. Gottfried mußte fort, das war das Erste und Beste, und dazu war nun auch der Vater entschlossen.

Während hier Gottfrieds Feindin Unkraut unter den Waizen der väterlichen Liebe säete, während sie den verdächtig zu machen suchte, der kein größeres Glück sich dachte, als seines Vaters Alter froh und sorgenfrei zu machen, während der Vater sich bemühte, vor dem wackern Sohn, seinem Liebling, das Vaterherz zu verschließen: hatte dieser von Justinen den

ersten Kuß stiller verschwiegener Liebe erhalten, und träumte von Rosen, während die Muhme ihn auf Dornen zu betten gedachte.

Mit leuchtenden Augen und stiller Freude trat Gottfried am Montag Morgens in des Vaters Stube; er wollte diesem von seinen Hoffnungen auf Justinens Wohlwollen erzählen, wollte diesem sagen, daß er durch sie erfahren, wie ihr Vater eine günstige Meinung von ihm geäußert habe; wollte seinen Vater bitten, ihm doch nun die Erlaubniß zu seiner Wanderschaft zu ertheilen, da er von jetzt an keine Ruhe mehr habe, und sich dieses gute Mädchen verdienen wolle. Er hatte sich dieses alles ausgedacht, und wollte es recht beweglich vorstellen, denn er wußte, daß der Vater ihn würde ungerne ziehen lassen, aber immer konnte er ja doch nicht da bleiben.

Der Vater Lundner ließ ihn nicht zu Worte kommen; das freudige Gesicht des jungen Mannes, das eine lebendige freundliche Bittschrift darstellte, däuchte ihm der Triumpf des Gelingens.

Unwillig schob er die Mütze zurecht und begann mit krauser Stirne: Höre, Mosje Gottfried, was ich von dir erfahren, ja selbst gesehen habe, mißfällt mir. Glaubst du etwa,

daß ich schon so alt und entkräftet bin, um mich auf die Kinderbank zu setzen? oder von deiner Gnade zu leben willens seyn werde? — da irrt sich der junge Herr gar sehr! Was soll die Liebeständeley? ein Bursche, der noch kaum hinter den Ohren trocken ist, hat Heiraths-Gedanken? Du kannst deinen Bündel schnüren, und dein Glück erst in der Welt versuchen.

Lieber Vater! sagte Gottfried, den es tief schmerzte, daß sein stilles Geheimniß dem Vater so vorlaut, ehe er selbst noch wußte woran er war, mitgetheilt worden war; lieber Vater, eben darum wollte ich Sie bitten. Ich habe ja längst gewünscht, wandern zu dürfen, und was das heirathen anbetrifft, wie könnte ich jetzt schon daran denken! Erst will ich die Welt sehen, ein tüchtiger Seiler werden, und dann kommen. —

„Und dem Vater das Brod wegnehmen, daraus wird nichts, ein für allemal nichts!“

„Er hat sich da in ein glattes Gesicht vergafft, des alten Rosenheims Batzen haben ihn auch geblendet, da denkt er nun ein paar Jährchen draußen herum zu laufen, dann zu kommen, und wenn der Vater nicht übergiebt, sich diesem, in der kleinen Stadt, wo ohnehin

der Verdienst knapp ist, auf die Nase zu sez=zen, und ihm das Brod wegzunehmen. Aber daraus wird nichts, — daß er's nur weiß." —

Der Vater stand auf und ging fort. Ehe Gottfried sich von seinem unerwarteten Erstau=nen erholt hatte, trat Muhme Isabella in die Stube, um nun auch ihren Senf als Drein=gabe über ihn auszuschütten.

Nun! warum denn so verduzt, Vetter? ey! ey! freilich, wenn der Vater nicht zu den Nar=renspossen: ja! sagt, das muß einen verdrießen! o! schon lange hab' ich mirs gedacht, daß es so kommen werde. Darum wurde der arme Konrad von der Seilerei weggedrängt, darum machte man dem armen Jungen das Leben so sauer, um alleine der Hahn im Korbe zu seyn; aber da wollen wir schon einen Riegel vor=schieben; die Werkstatt und das Haus gehört ja so von Gott und Rechtswegen den Jüngern, das hat der Herr Gottfried wohl ganz und gar vergessen? Und ein Seiler soll und muß Kon=rad werden, daß Ers nur weiß.

Jetzt wurde es klar in Gottfrieds Kopfe, er vermochte der Muhme nicht zu antworten, von ihr kam das Gift her, das in dem Vater=herzen den guten Sohn ausrotten sollte, damit der träge Weichling gesättiget werde.

Er ging an seine Arbeit vors Thor, zum Erstenmale mit schwerem Herzen. Gestern noch so glücklich — und heute, ohne Hoffnung, ohne Aussicht, losgerissen von dem Herzen seines Vaters, getrennt auf immer von Justinen. Ein brennender Schmerz wühlte in seinem Innern, er hatte seinen Vater so lieb, achtete und ehrte ihn, in seinen Träumen war der väterliche Greis Theilnehmer seiner Freuden, seines häuslichen Glückes. — Und dieser Vater machte ihm den schmerzlichen Vorwurf, er wolle ihn verdrängen, wolle ihn um das Brod bringen! Er lehnte an einem Baum, und konnte nicht arbeiten. Was sollte er nun anfangen? Er wollte sie ja gerne verlassen die ihn ausstießen, er für sich würde irgend wo ein Unterkommen finden; aber Justine! sie sollte er aufgeben, verlassen auf immer! Ach! es war das erste Mädchen die er liebte, und er liebte mit reichem, reinem Herzen. Alle Freuden seiner Jugend standen vor ihm, er war immer Tinchens Beschützer, wenn seine Kameraden, die des Vaters großen Garten gar oft zum Tummelplatz machten, sie neckten, ihr brachte er immer das Schönste, was er hatte. —

Als heranwachsendes Mädchen verließ sie den Jüngling, und als Jungfrau in ihrer schönsten

Blüthe, fand er sie als werdender Mann — erwarb sich ihre Liebe, und nun — nun sollte er sie verlassen! verlassen auf immer? Und warum? — weil ein Mensch, der den Brudernamen führte, ein verzogener Weichling war; um diesen sanft zu betten, wurde er aller Hoffnungen beraubt hinausgestoßen. Welchen Werth konnte das Leben nun noch für ihn haben? — Da kam mit leichtem fröhlichem Schritte Justine des Weges; ihr Auge glänzte hell und klar, sie mußte etwas sehr Gutes auf dem Herzen haben, und es war auch also.

Keine feindliche Muhme drängte sich zwischen sie und ihren Vater, der sie wie seinen Augapfel liebte, darum blühte ihm auch die schöne Blume des kindlichen Vertrauens.

Oft schon hatte Justine ihrem Vater von Gottfried erzählt, daß er ein so gar ordentlicher und artiger junger Mann sey, nicht so roh und ungeschliffen, wie die andern im Städtchen, und der Vater hatte nichts dagegen. Als sie gestern Abends nach Hause kam, und wie gewöhnlich dem Vater erzählte, wo sie war, und was sich etwa zugetragen, und womit man sich die Zeit vertrieben habe, spielte Gottfried wieder die Hauptrolle. Höre Tine, sagte der Vater, ich glaube, ich glaube, es ist

nicht so recht richtig, du erzählst mir immer, und so viel von dem jungen Lundner. —

„Warum, lieber Vater? — Lundner ist gewiß und wahrhaftig der Verständigste unter all' den jungen Leuten, Sie sollten es nur einmal sehen.“ —

So! es kommt mir vor, als ob du davon recht genau überzeugt wärst. Weil du denn seinen Verstand so gar sehr rühmst, so wollen wir einmal auch ein kluges verständiges Wörtchen zusammen reden. — Justine hatte kaum das Herz, Athem zu holen, sorglich und halb fürchtend horchte sie des Vaters bedachtsame Rede, die sich also vernehmen ließ: Es ist wahr, Lundners Gottfried hat sich recht wacker gemacht, ich hätte nimmer geglaubt, daß aus dem Wildfang etwas Ordentliches werden würde, und bemerkte schon längst, daß es mit deinem Herzchen nicht mehr so ganz richtig ist; aber demohngeachtet, Kind, taugen solche Liebeleien nichts, heutiges Tages gar nicht. Da ist Alles gleich Feuer und Flammen, dann kommt der Teufel des warmen Blutes und schürt zu, und Tugend und Unschuld gehen verloren. Du bist in Zucht und Ehre aufgewachsen, bist nun neunzehn Jahre, ich könnte es nicht ertragen, wenn etwas Ungebührliches

vorfiele, und du so zur Nothdurft müßtest unter die Haube gebracht werden, wie es leider jetzt Mode wird, — ja es würde meine grauen Haare mit Schande in die Grube bringen, die ich so lange mit Ehre getragen habe.

Der Lundner soll wandern, soll ein tüchtiger Mann werden, kommt er dann gesund und brav wieder, singt er nicht auch die alte Weise: ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen, findet sich Keiner, der dir lieber ist: dann meinetwegen in Gottes Namen! ich hätte es freilich gerne gesehen, wenn mein Anwesen nicht in fremde Hände gekommen wäre, wenn sich Einer gefunden hätte, der es fort triebe — aber so ist es mit euch Mädchen. — Sag' ihm das! übrigens habe ich nichts dagegen, wenn er, so lange er noch hier ist, zu mir ins Haus kommt; das hinter der Thüre stehen taugt gar nichts, und führt vollends zum Verderben. Sein Vater, denk' ich, wird ja wohl nichts dagegen haben. Gute Nacht mein Kind!

Noch nie hatte wohl Justine ihrem guten Vater so innig eine gute Nacht gewünscht, als heute. Zwar kannte sie ihren Vater, aber das war doch weit mehr, als sie erwartet hatte.

Konnte sie es heute wohl anstehen lassen, bis sie vielleicht Gottfrieden am dritten Orte

treffen würde? mußte sie nicht wenigstens über den Graben gehen, wo sie wußte, daß bei dem schönen Wetter der fleißige Seiler arbeitete? mußte sie ihn nicht im Namen ihres Vaters einladen, diesen zu besuchen, damit doch der Vater ihn auch kennen lernte, wie sie ihn kannte?

Aber wie erschrack sie, als sie ihn, ein Bild der Verzweiflung, an den Baum gelehnt sah. „Um Gotteswillen, Herr Lundner, was fehlt Ihnen?"

Alles! — ach! Alles fehlt mir Armen! — Da brach ihm bei dem Anblick Justinens das Herz, und seine Thränen rollten in die blaue Schürze voll Hanf.

„Lieber — Lunder — ach mein Gott! wie sehen Sie aus, — Sie sind krank, — gehen Sie nach Hause, oder — in unsern Garten," — sagte sie schnell — „der ist näher, ich will Hülfe holen."

Für mich ist keine Hülfe mehr, ach Justinchen, ich bin recht sehr unglücklich!

Justine weinte mit ihm um die Wette, ohne zu errathen, was ihm fehle. Da sah Gottfried seinen Vater kommen.

Da kommt mein Vater — Justinchen — ach! ich bitte, gehen Sie fort — Sie wissen

nicht — ach es ist schrecklich! — Wo kann ich Sie heute sprechen? —

„In unserm Garten, aber gewiß! —"

Sie entfernte sich wieder, und ging des Weges, wo sie hergekommen war, ohne eigentlich zu wissen, was das bedeuten sollte. Meister Lundner konnte doch gegen sie nichts einzuwenden haben! — Zwar hätte sie gesehen, daß er am Sonntag in dem Garten war, auch daß er, wie es ihr vorkam, unwillig fort ging.

Aber das konnte doch nicht ihrentwegen seyn! — Ist sie nicht ein unbescholtenes Mädchen? Ist ihr Vater nicht ein geachteter Bürger, der noch überdieß Vermögen besitzt? — Ihr Ehrgefühl war schmerzlich gekränkt, und dachte sie an Gottfrieds Jammergestalt, an seinen Schmerzensruf „ich bin unglücklich! — für mich ist keine Hülfe mehr!" so hätte sie vor Angst vergehen mögen.

Als Meister Lundner zu seinem Sohn kam, sagte er spöttisch: das war wohl die Jungfer da? — ein sauberer Vogel, die dem Burschen bei der Arbeit nachläuft, die wäre mir recht! — Und gearbeitet ist auch noch nichts: — Gottfried! ich rathe dir — ärgre mich nicht! — sonst — er konnte nichts mehr sagen, das kummervolle Gesicht seines Sohnes, der immer so brav

war, fiel ihm schwer aufs Herz — aber da gedachte er an das Verdrängen, an das Gnadenbrod, und er wendete sich unwillig um, und ging nach Hause.

Konrad, der überall auf der Lauer stand, wo es irgend etwas zu erschleichen gab, hatte richtig Justinen gesehen, und ehe noch der Vater nach Hause kam, wußte Muhme Bella schon, daß die Rosenheim bei Gottfried gewesen, und recht eifrig mit ihm gesprochen, ja daß sie sogar geweint habe, — es that ihm nur leid, daß er nicht hören konnte, was sie gesprochen.

Als Lundner in die Stube trat, sagte er: Der Gottfried dauert mich doch! Ich kann es nimmer glauben, daß er so Arges gegen mich im Sinn haben sollte, er war doch immer gut! —

Doch die Muhme Isabel wußte Alles besser, machte aus dem ersten Besuch Justinens, wozu sie Freude und Hoffnung bewog, tagtägliche Zusammenkünfte, ihr war das schuldlose Mädchen eine Verführerin oder Verführte, sie dachte das Aergste, und wußte es dem Vater auch glauben zu machen; erzählte ihm so viele Beweise von Söhnen, die ihre Väter schlecht behandelten, daß der Getäuschte Alles glaubte,

und auf seinem Vorsatz bestand, Gottfried müsse fort.

Unterdessen marschirte Gottfried auf seiner Seilerbahn hin und her in düsterm Schmerz begraben; da dämmerte ein Gedanke in seiner Seele, und wurde immer heller. Er mußte fort, das war ihm gewiß, Justine sollte für ihn verloren seyn, das war schrecklich! Er wollte fort, aber nun nicht als Seilergeselle.

Es war die entscheidende Periode, wo Preussen alle seine Söhne aufrief zur Vertheidigung des eigenen Heerdes, zum Kampf für Fürst und Vaterland; nicht länger war zu ertragen die Gewaltherrschaft des Trotzigen. Zwar war Gottfried kein Preusse, aber der Fürst des Landes war mit Preussens König verbunden, — so wollte er nun auch hinziehen, und fechten für die Sache des Deutschen Volkes; er wollte siegen, und sich Justinen erkämpfen im heiligen Kampfe, — oder verbluten für sein Vaterland und seine Liebe. — So wie sein Entschluß gefaßt war, wurde er ruhiger, er fühlte neue Kräfte, er wollte seinem Geschick nicht unterliegen, sondern mit ihm ringen, war auch der Kampf noch so ungleich und ungewiß.

Bei Tische war er still und ruhig, und ließ sich von seinem Vorhaben nichts merken, aber

kaum war die Stunde des Feierabendes da, so hing die Schürze und das Arbeitwamms am Nagel, und Gottfried stand vor Rosenheims Gartenthüre, wo Justine seiner mit bangem Herzen harrte.

Gottfried war entschlossen, also auch gefaßt. Er erzählte ihr nun, was sich zu Hause zugetragen habe, die Bosheit und Tücke seiner Muhme, und wie er nun ohne alle Aussicht sey, daß der sehnlichste Wunsch seines Herzens erfüllt werde.

— Darum, liebe Justine, will ich fort. Ich will auch mit streiten für Deutschlands Erlösung aus der Knechtschaft, und ist mir Gott gnädig! — vielleicht erhalte ich auf diesem Wege, was ausserdem mir nimmer gelingen kann.

Justine stand da, ihre Wangen erblaßten, ihre Augen füllten Thränen, ach! ihre Hoffnungen von heute morgen, sie waren alle, alle zernichtet. Da kam Vater Rosenheim.

Gottfried ging ihm entgegen, und wurde von dem wackern Gärtner freundlich empfangen. Da sagte Justine: erzählen Sie meinem Vater alles, vielleicht weiß dieser Rath. Gottfried erzählte bescheiden, wie er Justinen so herzlich gut sey, wie er mit ihr bekannt geworden, und wie sein Vater durch die Base ihm

nun so ganz entgegen sey und ihn hart beschuldige, — und wie er nun keine andere Wahl mehr habe, als fortzuziehen in den Streit für Recht und Vaterland.

Der alte Rosenheim schüttelte während des Erzählens ärgerlich den Kopf, und entgegnete: Ich hätte doch nimmer geglaubt, daß Meister Lundner so Arges von einem wackern Sohn denken könne. Freilich, wo der Teufel einer alten Jungfer Base das Hausregiment in die Hände legte, da kanns nicht anders kommen.

Indessen, weil die Sachen so stehen, so — ich sage es Ihnen frei — freut es mich, daß meine Tine ihr Herz einem hiesigen wackern Bürgerssohn schenkte; ich hegte freilich einen andern Wunsch, doch wäre es mir unangenehm gewesen, wenn sich das Mädchen in Grosthalheim verplempert, und ihren alten Vater hier im Stiche gelassen hätte. — Ich habe, mein lieber Lundner, immer etwas auf Sie gehalten, wenn Sie gleich in der Jugend ein loser Zeisig waren, und mir manchen Baum verdarben mit meinem seligen Franz — na das ist vorbei. — Aber daß Sie ausziehen wollen in den heiligen Krieg, das, mein Sohn! schenkt Ihnen mein Herz ganz. Fechten Sie mit Gott, und erhält er Sie, so haben Sie mein Wort,

Justine soll, wenn ihr euch einander noch liebt, die Ihrige werden. Das Weitere sey dann meine Sorge, Sie sollen Brod finden, auch wenn sie keine Stricke drehen.

Ach Gott! seufzte Justine, wenn nun aber —

„Das ist Gottes Sache; und brav drein hauen auf die Franzmänner, das ist seine Sache. Es treffen nicht alle Kugeln; hab' ich doch den Türkenkrieg mitgemacht, und kam mit heiler Haut davon. Damit aber mein Sohn nicht so leer zur Armee kommt, so will ich ihn ausrüsten, und für einen tüchtigen Gaul sorgen, Pistolen und einen Türken-Säbel habe ich auch noch — die sollst du haben. Aber das muß rasch gehen — in acht Tagen zu Gaul und fort, sonst grämt ihr euch, das Herz wird schwer, und am Ende giebts dumme Streiche. Kinder! wenn ihr mich lieb habt, hütet euch!"

Gottfried schien auf einmal ein Mann geworden zu seyn. Ihm war ein Stern fröhlicher Hoffnungen aufgegangen, er kannte nun den doppelten Preis, um den er ringen sollte: erwirbt er sich den Lorbeer, dann reicht die Liebe ihm lächelnd die Myrthe.

Als er zu Hause seinen Entschluß kund machte, erschrack der Vater, aber Gottfried

stand fest, und die Muhme war ganz glücklich, — so kam er ihr doch hoffentlich für immer aus dem Wege, und ihr Liebling war geborgen.

Das ist doch recht schön, daß Vetter Gottfried auch mit helfen will gegen die garstigen Franzosen — sagte grinsend die Muhme — nun, Gottfried ist groß und stark, auch will ich mit beisteuern zu so löblichem Werk, daß er nicht zu Fuße hinlaufen muß zu den andern Soldaten, ich will den Postwagen bezahlen, da kann er dann hinfahren. „Ist nicht nothwendig, Muhme! Herr Rosenheim equipirt mich, und giebt mir ein Pferd, da reite ich zu meinen Kriegsgefährten!"

Was? — Rosenheim will das thun? — fragte der Vater — ich glaubte ja? —

„Daß ich seiner Tochter von ganzem Herzen gut bin, und sie mir auch — das ist die Wahrheit, Vater!" fiel Gottfried ein, „der Vater selbst hat sie mir zugesichert, wenn mir Gott gnädig ist, und ich glücklich zurückkomme; auch wolle er dann für Brod sorgen, sagte er, daß ich nicht meinen Vater zu verdrängen brauche, was ich auch nimmermehr gethan hätte."

Da fiel es Meister Lundnern schwer aufs Herz, daß ein Anderer besser seyn sollte, als er.

Er rieth seinem Sohne abzustehen von dem blutigen Vorhaben, denn die Franzosen könnten nimmer bezwungen werden; er sollte dafür ein paar Jahre wandern, sodann wollte er ihm übergeben, ach er wollte nun alles! Aber Gottfried entgegnete: Lieber Vater, was würde mir das helfen! was ich heute freiwillig thue, dazu würde ich vielleicht in Kurzem gezwungen; so kann ich wählen, wo ich fechten will, und das ist unter den reitenden Jägern. Hilft mir Gott, dann sehen wir uns gesund und fröhlich wieder, aber arbeiten kann ich nun nicht mehr, denn in 8 Tagen, so will es Vater Rosenheim, bin ich auf dem Marsch zum Regiment. Mit schwerem Herzen willigte Vater Lundner ein, und sagte zu Konrad, da nimm dir ein Beispiel an deinem Bruder, der ist doch ein Mensch, der Herz und Ehre im Leibe hat. — Wärst du nur halb so viel werth. — Denn im Grunde kommt die ganze Teufelei von euch beiden da her — er deutete auf die Muhme und Konrad. Die Muhme lachte hämisch, und ging hinaus, ihr Plänchen gedieh ja immer schöner zur Reife.

Vater Rosenheim hatte Wort gehalten, und für einen tüchtigen Gaul gesorgt. Gottfried

tummelte ihn gar fleißig, und wenn er auch nicht schulgerecht saß, so saß er doch fest. —

Den Abend vor Gottfrieds Abmarsch — Abreise konnte Rosenheim gar nicht hören, ein Soldat marschirt immer, sagte er, und wenn er mit extra Post fährt, — wurden Vater Lundner und Gottfried, von Rosenheim zu einem Bissen Brod und zu einem Glas Wein eingeladen, aber sich ausdrücklich der Besuch der Muhme Isabel und ihres Schooskindes verbeten.

Herzlich wurde Lundner von Rosenheim empfangen. Wir wollen unserm Sohn, sagte er, heute noch einen frohen Abend bereiten, darum soll er auch Alles haben was ihm lieb ist, sein Mädchen, und uns Alte. — Ach Gott! seufzte Vater Lundner, ich habe Euch allen großes Unrecht gethan!

Laßt gut seyn, erwiederte Vater Rosenheim, der Himmel weiß oft das Schlimmste gut zu machen, denn, nehmt mirs nicht übel, Alter! sich von einer Jungfer Muhme so einnehmen und verleiten zu lassen, ist weder was Gutes, noch was Kluges; doch wer weiß? ich denke so ists besser.

Ein heiteres Mahl, des alten Gärtners frohes Gesicht, seine Munterkeit belebte der gute Wein, und Gottfrieds Hoffnungen, brach-

ten endlich alle zu fröhlichem Einklang, und als auf Gottfrieds Wohlergehen angestoßen wurde, lächelte selbst Tinchen unter schmerzlichen Thränen, und der junge Jäger, Gottfried hatte seine volle Uniform an, küßte sein liebendes Tinchen recht herzhaft. Vater Rosenheim sagte: brav Kinder! habt euch heute so lieb als ihr wollt, was eure Väter sehen dürfen, ist kein Unrecht. Sieh nur, Mädchen, der Bursche sieht in der Uniform ganz anders aus, als mit der blauen Schürze. Da lächelte Justine, denn sie konnte sichs nicht läugnen, ihr Herz schlug bei seinem Anblick fast hörbar; meinte aber: auch gefährlicher. Desto besser, lachte der Alte, er soll drein hauen, denn wahrlich, er geht einem schönen Beruf entgegen.

Die Glocke der Stubenuhr schlug zehen. Da stand Rosenheim auf, und faltete die Hände: Guter Gott! — betete er laut — dieser Jüngling hat sich der großen Sache geweihet, die heiligen Rechte des Vaterlandes zu erkämpfen, zieht er mit in den blutigen Streit. Sey Du mit ihm! und tröste uns, wenn Dein heiliger Wille geschieht. — So, Kinder! nun herzt Euch noch recht ordentlich, und dann gehe jeder seines Weges. Klüglich hatte der Alte den Abschied so vorbereitet und schnell beendigt; denn sagte

er, das Erweichen ermattet, und dieser braucht seine Kräfte; wenn er fort ist, mein Kind! magst du für ihn beten und weinen, aber dieser muß fechten.

Kaum graute der nächste Morgen, so trappte Gottfried auf seinem Braunen die noch stille einsame Strasse Rosenheims Hause zu.

Da stand Tinchen am Fenster, winkte ihm mit ihrem Tuche, und warf es ihm zu: „Zu meinem Andenken, Gottfried!“ — Das liebe Mädchen hatte noch die Nacht hindurch eine Schnur von ihrem langen Haar geflochten, und ein großes silbernes Schaustück — es war von ihrer guten Mutter — hingehängt. — Gottfried löste den Knoten, und fand das Kleinod: „es soll nimmer von meinem Herzen kommen, Justine!“ er hing es um und verbarg es unter der Weste, warf ihr noch einen Kuß zu, und gab seinem Braunen die Sporen; er fühlte daß er sich mit Gewalt trennen müsse. —

Der so gut ausgerüstete kräftige Jüngling ward von seinen gleichgesinnten Kameraden herzlich aufgenommen, und erwarb sich bald die Gunst des Offiziers, der sie exerzirte. Wo der gute Wille herrscht, geht Alles schnell und leicht von statten, darum war die Mannschaft bald im Stande, Theil zu nehmen an dem blutigen

Ernste der großen Begebenheiten, und Gottfried kämpfte mit in dem heißen Streite, Deutschland frei zu machen von fremdem Joche, und für sich zu erringen den Lohn der Vaterlandsliebe, die Hand seiner Justine. —

Muhme Isabella hatte nun freien Spielraum, denn Vater Lundner war seit der Abreise seines Sohnes ganz kleinmüthig geworden, darum mußte vor allem ein tüchtiger Geselle her, damit Kunzchen sich nicht allzusehr anstrengen müsse, und das Geschäft gleichsam spielend erlernen könne; auch spielte er in der That, und der Vater konnte und mochte den Jungen nicht arbeiten sehen. Desto besser kam der Geselle, ein schlauer Kopf, mit ihm aus, und sorgte wohlweislich dafür, daß sein Mitarbeiter nichts lerne; denn er hatte Gottfrieds Geschichte durch Erzählungen kennen gelernt, nahm nun für die Zukunft auch seine Maasregeln, so gut wie Muhme Bella die ihrigen, und ließ das liebe Kunnerle nach Belieben tändeln und faullenzen.

Als die öffentlichen Nachrichten der Schlacht von Grosgörschen und Lützen Deutschland mit Bewunderung, Sorge und Theilnahme erfüllten, schüttelte selbst der alte Rosenheim, der den Krieg kannte, besorgt sein graues Haupt,

und suchte so viel möglich das Gespräch abzulenken. So erfuhr denn Justine gar wenig von jenem Kampfe, wo die Preussen sich ihres alten Namens werth machten, und die Freiwilligen bewiesen, daß sie würdig seyen, Theil zu nehmen. Da kam mit Zittern und bleichem Gesicht der alte Lundner und sagte: Ach die erschreckliche Schlacht, — da ist mein Gottfried gewiß auch geblieben! Aber Rosenheim verwies ihn zur Geduld und Ergebung.

Ehe sie es vermutheten, kam ein Zettel von Gottfried, worin er nur ganz flüchtig die wenigen Worte geschrieben hatte.

„Ich war beim ersten Handkuß, Deutschlands Söhne zeigten sich ihres Stammes würdig. Es war ein heißer Tag, mit dem Gedanken: Gott, Vaterland und Justine! focht ich in den Reihen der Brüder, und der Allmächtige erhielt mein Leben, durch das Andenken aus der Hand der Liebe. Die Medaille, die ich auf der Brust trage, hielt eine Flintenkugel ab.

Nehmt diesen Beweis als Pfand, daß der Ewige wacht, und kümmert Euch nicht, wenn etwa Zeit und Umstände den Briefwechsel erschweren, oder verhindern. Mein Brauner hat sich brav gehalten, und als Ehrenzeichen einen

Streifschuß bekommen, der ohne Bedeutung ist. — Gott sey mit Euch und Uns Allen!

Euer

treuer

Gottfried Lundner.

Da kämpfte die zärtlichste Besorgniß um das Leben des Geliebten mit dem edlen Stolz auf den Mann ihrer Liebe, und der heißeste Dank für die wunderbare Erhaltung erfüllte die Seele Justinens. Lundner vermochte es nun wieder, den Zeitung=Vorleser zu machen, und sah im Geiste überall seinen Gottfried als Sieger.

Die Völkerschlacht auf Leipzigs Ebenen war geschlagen, und Gottfried mit dem Deutschen Heere im Verfolgen der Franzosen, in ihr eigenes Land.

Da kam 4 Wochen nach der Schlacht bei Leipzig ein kleiner Wagen vor Rosenheims Haus, und ein Verwundeter stieg aus; es war ein Waffenbruder Gottfrieds, den der Verlust eines Armes zu fernerem Kriegsdienst untauglich machte.

Gottfried hatte ihm den Auftrag gegeben, sobald seine Gesundheit es gestattete, den Weg über Windelheim zu machen, wo er ganz gewiß bis zu seiner gänzlichen Genesung bleiben

könne. Auch ließ ihn der alte Rosenheim nicht von dannen, bis er vollständig geheilt war. Walther, so hieß Gottfrieds Kampfgenosse, konnte seines Kriegsgefährten Geistesgegenwart, Gewandtheit und Muth nicht genug beschreiben. Selbst der ehrwürdige Held Blücher hatte ihn ausgezeichnet, und Gottfried und Walther fochten in seinem Corps. Walther behauptete, Gottfried würde ganz gewiß das Ehrenkreuz erhalten.

Wie bewegte Stolz und ängstliche Freude Justinens Herz, — wie freute sich Rosenheim seines Sohnes, selbst Meister Lundner trug den Kopf höher. Nur Isabella meinte, es könnte ihn doch noch eine Kugel treffen.

Sieg auf Sieg theilten die Zeitungen mit, endlich den Frieden von Paris — aber keine Nachricht kam von dem Geliebten. Da erfüllte Trauer und Zagen das Herz der drei guten Menschen, und Isabella triumphirte, ja sie spielte schon darauf an, daß nun Konrad in die Rechte seines Bruders treten könne, und daß man Rosenheims feines Vermögen nicht dürfe in fremde Hände kommen lassen, und daß Konrad, dem die Seilerei auch nicht behage, das leichte Geschäft eines Saamenhändlers übernehmen und führen könne.

Aber Meister Lundner ließ sie dermassen abfahren, daß ihr alle Lust verging, fernere Anspielungen zu machen; auch brachte er die meiste Zeit bei Rosenheim zu, wo diese Armen sich vergeblich bemühten, selbst trostlos, einer den andern zu trösten.

Da tönte eines Sonntags Morgens, als Justine vor dem Spiegel stand, und ihr Häubchen aufsetzte, ein rascher Hufschlag die Strasse entlang; da rasselte auf dem Steinpflaster das rasche Anhalten eines Rosses vor dem Hause; Justine eilte, das Haubenband in der Hand haltend, ans Fenster, und ein schlanker Reiter schwang sich vom Pferde. — Doch war es nicht Gottfrieds ihr wohlbekannter Brauner, es war ein Rappe, auch die Uniform war nicht die der Jäger. Gottfried konnte das nicht seyn, wie ihr ahnendes Herz verkündigte. Ehe sie sich noch besinnen konnte, hing das Streitroß am Riegel des Fensterladens, und mächtiges Sporrengeklirr polterte die Treppe herauf, zur Thür herein, — und Justine lag in Gottfrieds Armen, die, noch immer ihr Haubenband haltend, die Freude bewußtlos machte.

Da kam auch Vater Rosenheim, und ehe noch eins der Ueberraschten Worte finden konnte war das Zimmer mit Nachbarn angefüllt, und

auf; der Strasse verbreitete sich die Kunde, „Lundners Gottfried ist gekommen.“ Da drängte sich mit zitternden Knieen Vater Lundner durch die Leute, und lag mit in der stummen Umarmung. Der alte besonnene Rosenheim erholte sich zuerst, und bat die Nachbarn, sich jetzt zu entfernen — ließ den mächtigen Rappen in den Stall bringen, und nun erst fanden die Neuvereinten Besinnung und Sprache wieder.

Das eiserne Kreuz und eine breite Narbe über die Wange beurkundete, wo und wie Gottfried gefochten hatte. Nun sollte er erzählen, es wollte sich aber kein Zusammenhang finden.

Er hatte öfter geschrieben, die Briefe mußten verloren gegangen seyn. Auch der treue Braune blieb auf dem Schlachtfelde, dafür mußte ein Franzmann für immer absitzen, und Gottfried seinen Gaul überlassen.

Nun wurden Plane gemacht, was da werden sollte, denn Gottfried hatte dem Vaterlande seine Schuld entrichtet, und als Freiwilliger eine sehr ehrenvolle Entlassung erhalten. Drum meinte Lundner, Gottfried solle nun wieder an sein Gewerbe gehen, er wolle ihm alles übergeben, und bei ihm leben. Aber Rosenheim widersprach dem: Ich habe ihm

Justine versprochen, er hat sie redlich verdient, nun soll er sie auch haben, mit allem, was ich besitze; als Jäger zog er aus, nun kann er ein Gärtner werden, ich denke doch noch so lange zu leben, die Freude wird mich ja erhalten, daß er noch von mir lerne, was er zu fernerem Betriebe wissen muß. Auch ist Justine nicht ohne Kenntniß. Gebt Euer Wesen dem Milchgesicht, aber vergeßt Euch nicht dabei, sonst könnte bei diesem Buben, der seinen wackern Bruder verdrängen wollte, das Gnadenbrod schmal ausfallen.

Rosenheims Befürchtung ging bald genug in Erfüllung. Kaum erfuhr die erschrockene Bella, mit der Nachricht von Gottfrieds Ankunft, der sogleich bei Rosenheim bleiben mußte, dessen Entschluß, als sie alles aufbot, ihren lieben Kunz unterzubringen, und weil dieser nichts verstand, so mußte der Geselle gewonnen werden, bei ihm zu bleiben, der sehr gerne einwilligte, denn er konnte leicht sehen, wie es kommen müsse.

Ein Jahr lebte Gottfried in glücklicher Ehe, da hatte auch die Muhme für ihren Liebling ein Mädchen gefreit, und ihm antrauen lassen, denn wie hätte Künzchen solches aus eigenem Antriebe vermocht? Der Vater hing mit gan-

zer Seele an seinem Gottfried, und ließ jene machen, was sie wollte. Der alte Rosenheim erlebte die Freude, zwei Enkel auf seinem Schooße zu wiegen, und legte sich dann zur Ruhe.

Was er vorausgesagt hatte, geschah; bald wollte Kunz seinem Vater von dem Ausgemachten abbrechen, und nicht lange, so konnte er ihm nichts mehr geben. Unfrieden riß ein, und Kunz wurde von seiner Frau geschieden, die der Geselle heirathete, und, weil man wußte, daß Kunz gar nichts verstand, leicht das Meisterrecht erhielt.

Vater Lundner zog nun zu seinem Gottfried, und machte sich oft Vorwürfe, daß er durch seine Nachgiebigkeit gegen die Schwäche der Muhme einen großen Theil der Schuld an seines zweiten Sohnes Unglück habe.

Dieser erhielt nun durch Fürsprache einen kleinen Posten als Thorwart. Die Muhme hatte die Früchte ihrer Erziehung in reichem Maaße geärndet, denn Mißhandlungen aller Art wurde ihr bei Kummer und Mangel von dem Liebling, dem sie alles gegeben hatte, zu Theil, bis sich der Tod ihrer erbarmte, und sie ganz still zu Grabe gebracht wurde.

Gottfried genoß die allgemeine Achtung, während man kaum mehr daran dachte, daß

er einen Bruder habe, den er jedoch immer unterstützte. Er erzog seine Kinder, im treuen Einverständniß mit seinem lieben Weibe, zur Gottesfurcht, und hielt sie an zu Fleiß und Arbeitsamkeit, damit auch sie einst als brauchbare Menschen ihren Platz ausfüllen könnten, und, wenn das Vaterland rufen sollte, sie dazustehen vermöchten, ihres Namens würdig, als Deutsche.

Die Hand voll Sägspäne.

„O du lieber Vater im Himmel drobe, erbarm dich doch des arme verlassene Martins! Vater und Muter hast du mir genomme, nu irr ich so allein in der weite Welt umher, und such mein Heimath. Schon viele Nächte hab ich im Freie zubringe müsse, — und bin starr worde vor lauter Frost, seit gestern hab ich kein Bisse Brod gegesse — ach laß mich doch nit gar vor Hunger sterbe. Dort in der Mühl wohne Mensche, mach du lieber Herrgott, daß sie sich mein erbarme!" So betete laut, unter heißen Thränen der zwölfjährige Martin. Seine Eltern, getäuscht durch die Hoffnung, die schon so manchen guten Schwaben irre geleitet hatte, in Polen ein reichlicheres Unterkommen zu finden, hatten auch ihre Heimath verlassen, und zogen in das weit entfernte fremde Land. Ein Stück ihrer Habseeligkeiten um das Andere wurde unterwegs

veräußert, oder oft gegen die dringendsten Bedürfnisse der Leibesnahrung und Nothdurft vertauscht; das Rößlein, mehr einem Gerippe als einem Gaul ähnlich, blieb ermattet liegen, und sie mußten den leichten Karren Schritt vor Schritt auf der oft unwegsamen Strasse selbst fortschleppen. So gelangten sie an das Ziel ihrer Wünsche als ausgemergelte Bettler, ihr noch einziger Reichthum war die Hoffnung, auch diese scheiterte. Gram und Kummer warf den Vater darnieder, und ein kurzes Krankenlager machte seinem qualvollen Leben ein Ende. Noch hing das Herz der Mutter an dem Knaben, seinetwegen ertrug sie ihr hartes Geschick, arbeitete um schmale Kost, und lehrte ihrem Kinde den einzigen Trost, den sie in ihrer hülflosen Lage hatte; fleißig beten und auf Gott vertrauen! Aber auch sie erlag dem Drucke getäuschter Erwartung, und sah ihrer Auflösung, aus Sorge für ihr Kind, mit schwerem Herzen entgegen. Der Knabe mußte ihr versprechen, sein Vaterland aufzusuchen, Gott und gute Menschen um Beistand anzurufen, er werde ihn dann gewiß nicht verlassen!

Der Mutter Gebot war ihm ein heiliges Gesetz; noch einmal nahm er auf ihrem Grab-

hügel Abschied, und wanderte der Heimath zu. Sein helles bittendes Auge war gar ein getreuer Fürsprecher, und wenn er auch manchmal abgewiesen wurde, so gab es Beeren, Obstbäume und Rüben, die ihn zur Nothdurft sättigten. Doch jetzt kam der Spätherbst, die Nächte wurden kalt, die Felder und Obstbäume leer, und noch hatte er die Gränze seines Vaterlandes nicht erreicht. Da ward dem armen Knaben bange, er kam vor die Mühle bei Grüneichen, setzte sich am Wehr auf einen abgehauenen Baumstamm und betete und weinte laut.

Da kam ein gar freundliches Mädchen von etwa zehen Jahren auf ihn zu — sie hatte unbemerkt von ihm hinter der Hecke gesessen und geangelt, da hörte sie ihn schluchzen und beten, und sah jetzt sein Auge voll Thränen.

„Was fehlt dir armer Junge?"

„Ach du lieber Gott! mir fehlt ebe alles, ich hab mächtig Hunger und bin die letzte zwei Nächte schier im Freie erfrore, am End muß ich auch sterbe wie Vater und Muter! —"

„Hunger hast du? — warte ich will dir Brod bringen und den Vater bitten, daß er dich in der Mühle schlafen läßt. —"

Der Mahl- und Schneidmüllermeister Berthold war ein reicher, und seines Geldes und seiner Rechtschaffenheit wegen, sowohl in dem nahen Städtchen Grüneichen, als in der ganzen Gegend, sehr geachteter Mann. Er hatte die Mühle in schlechtem, baufälligem Zustande übernommen; sein Fleiß, seine Thätigkeit, und einige hundert Thaler, die er erheirathet hatte, brachten ihn in Wohlstand. Strenge hielt er auf sein gegebenes Wort, und war so dafür bekannt, daß Wort und Handschlag von ihm, jedem der mit ihm zu thun hatte, so viel wie Brief und Siegel galt. Er lebte in glücklicher Ehe, die zwar mit mehr Kindern gesegnet war, wovon ihm aber nur diese einzige Tochter blieb, als er sein liebes Weib zur Erde bestatten mußte. Zwölf Jahre hatte er bei Fleiß und Arbeitsamkeit in Eintracht mit ihr gelebt, und wenn auch ihre etwas geläufige Zunge bisweilen zu viel Wesens machte: so war sein ernstes: „Marthe jetzt ists genug!" hinreichendes Friedgebot: denn es that ihr gar wohl, daß sie ihren Berthold so allgemein geachtet sah, wie hätte sie es wagen wollen, ihm nicht gehorsam zu seyn?

Berthold hatte sein liebes Weib zur Erde bestattet, und war in vollem Ernste so be-

trübt, daß er sich das Wort gab, nicht mehr zu heirathen. Seine Schwester, die kinderlose Wittwe eines Schullehrers, die schon in der Krankheit seiner Frau treulich beigestanden hatte, war bereitwillig, sein Hauswesen zu besorgen und bei Kätchen Mutterstelle zu vertreten.

Auch hätte wirklich dieses liebe Kind nicht leicht in bessere Hände kommen können. Die Base und nun Pflegemutter war eine sehr verständige und in ihrer Art gebildete Frau, die Kätchen mit Sorgfalt und Liebe pflegte, ohne sie zu verziehen.

Berthold dankte dem Himmel, daß er Kind und Hauswesen so wohl versorgt sah, und trieb sein Gewerbe fort, mit Eifer und seltenem Glück.

Eben saß er auf seinem mit großgeblümten Plüsch überzogenen Lehnsessel, und rauchte in friedlichen Gedanken sein Abendpfeifchen, als Kätchen eilig in die Stube sprang: „Ach Vater — draussen — ein armer Junge — er will verhungern. —

„Was willst du Kind? rede deutlich! — was ist mit dem Jungen?"

Käthe hohlte Athem, denn der Vater konnte es nicht leiden, wenn man mit ihm sprach,

und alles durch einander haspelte. Sie erzählte nun, was sie gesehen und gehört hatte, und bat den Vater um Brod.

„Da, mein Kind! bringe ihm, und bitte die Base um einen Napf Milch.“

Freundlich dankte Kätchen und blieb stehen „lieber Vater der arme Junge.“

„Nun?“ —

„er muß heute Nacht wieder im Freien schlafen, — es ist so kalt wenn Er ihn doch in der Mühl schlafen ließe.“

„Bringe den Jungen, ich will ihn sehen.“

Freudig sprang Kätchen fort, und holte den Knaben. Mit seinen frommen Augen sah, Martin dem Müllermeister in das ernste Gesicht. Dieser examinirte — und der Knabe erzählte getreulich, was er wußte, was er erfahren hatte, und wie es ihm gegangen war.

„Das kommt heraus, wenn man so auf geradewohl in die Welt hinein läuft. Es steht geschrieben: bleibe im Lande und nähre dich redlich; aber da meinen die Leute, draußen in der Fremde kommen die Tauben gebraten ins Maul geflogen. — Na da setze dich und iß, — kannst heute Nacht in der Mühle schlafen.

Der Hungrige ließ sich das nicht zweimal sagen und aß mit dankendem Blick auf die

freundliche Vorsprecherin, die von ferne stand, und mit innigem Wohlgefallen zusah, wie der fremde Junge, der eine andere Mundart sprach, sich sättigte.

Martin stand auf und dankte mit einer Patschhand recht treuherzig dem Müller und Kätchen; das gefiel dem Mann.

„Nun sag mir einmal Martin, was soll denn weiter mit dir werden?"

„Was der liebe Gott habe will."

„So! — wenn nun der liebe Gott einen Müllerburschen aus dir machen wollte, wäre dir das recht?"

Ey ja freili, das will i meine!

„Nun so ruhe aus von deiner Wanderschaft; hat dich das Herumlaufen nicht verwöhnt, hast du Lust treu und redlich zu arbeiten, so sollst du bei mir bleiben. — Wo hast du denn deinen Bündel, das ist gewiß alles was du um und an hast?"

Ja! lieber Herr, — da hab ich nu mein Würteberger Gesangbuch — weiter hab ich aber gar nix.

„Nun da wollen wir schon sehen, wie wir das machen. —"

Wer war froher als Martin, mit heißen Thränen dankte er seinem lieben Herrgott, der

sein Gebet erhört, und nicht nur für diese Nacht Brod und Obdach gegeben, sondern auch für seine Zukunft gesorgt hatte. Er nahm sich auch fest vor sich gut aufzuführen.

Meister Berthold bereute es nicht, den Knaben auf= und angenommen zu haben. Der durch sein Wandern, durch Noth und Elend abgehärtete, von seiner Mutter zu Frömmigkeit und Gehorsam angehaltene Martin war in Kurzem überall zu gebrauchen, und schon nach ein paar Jahren ein flinker Müllerbursche.

Base Marthe konnte ihn gar wohl leiden, und sorgte immer dafür, daß Martin etwas auf den Leib bekam; auch hatte ihn Jedermann im Hause gerne, weil er sich gegen Jedermann gefällig und aufmerksam bewies; am liebsten aber hatte ihn Kätchen. Sie war es ja, die ihm Unterkunft erbeten hatte, ihr dankte er ja alles, und wie dankte er ihr? erfüllte er nicht jeden ihrer kleinen Wünsche, und war er nicht immer bedacht ihr eine ungehoffte Freude zu machen?

Kätchen hatte ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt und Martin stand im sechzehnten, da saß sie eines Abends wieder am Wehr und angelte. Martin stand eben in der Radstube und sah ihr mit Theilnahme zu; auf einmal

hatte ein Fisch angebissen, Kätchen zog, es mußte ein starker Fisch seyn, denn die Angelruthe bog sich gar sehr, Martin freute sich mit ihr des Fanges und war eben auf dem Sprunge ihr zu helfen, da wankte Kätchen, und fiel Kopf über in den Mühlbach. Hinausstürzen, zusetzen, daß die Mühle stand, ins Wasser springen, war bei Martin das Werk eines Augenblicks. Sein Angstgeschrei hatte Vater und Base herbei gerufen, sie kamen, als er schon die Gerettete ohnmächtig und bluttriefend ins Haus trug. Gros war der Jammer des Vaters, aber die schreckenbleiche Marthe war doch besonnen genug, das Mädchen sogleich zu Bette zu bringen und auszukleiden, sie fing sodann an, mit Tüchern zu reiben und so manches anzuwenden, was sie von ihrem verstorbenen Manne öfters in der Schule gehört hatte, daß geschehen müsse. Da zuckte das Leben in der Scheintodten.

Martin stand während dem wie eine Bildsäule mitten in der Stube, mit unverwandtem Blick auf die Kammer; helfen konnte er nicht, aber auch nicht von der Stelle, bis er hörte sie lebe; doch als Marthe mit einem: Gott sey gelobt! den Vater gleichfalls neu belebte, und den Arzt verlangte, da rührte sich Martin. Mit einem Sprung war er zur Thüre

hinaus, im Stall, riß eines der Pferde heraus, schwang sich hinauf, und ohne Sattel und Zeug ging's in raschem Fluge der Stadt zu. Wohl kannte er den Arzt, denn Base Marthe war zu Zeiten kränklich, und Martin hatte daher öfter den Auftrag, den Arzt zu rufen. Der Müller wollte eben Martin sagen, was er thun sollte, da flog dieser schon wie ein Sturmwind dahin. Ey so reite du! dem Burschen gilt sein Leben doch gar nichts! — Peter — rief er dem ältern Mühlknappen zu, spanne den Korbwagen an, und fahre nach, der Herr Doktor kann doch auf dem ungesattelten Gaul nicht reiten.

Noch war keine Stunde vorbei, so war auch der Arzt zur Stelle, und vor ihm drängte sich Martin in die Stube, zu sehen ob sie noch lebe.

Kätchens Auge war offen; als sie ihren Retter sah, hob sie ihre Hand, zu sprechen vermochte sie noch nicht. Da kam der Arzt, verordnete, denn der Schrecken, das Erkälten und die Verblutung — Kätchen hatte sich im Hineinstürzen am Kopfe verwundet — ließen ein Wundfieber befürchten. Ihre gute Natur unterstützte des verständigen Arztes Bemühung, und in 14 Tagen war Kätchen außer Gefahr. —

Meister Berthold dankte wie ein reicher Mann dem Retter seines einzigen Kindes. Martin wurde vom Fuß auf neu gekleidet, und erhielt seine Freisprechung, mit der Bedingung, daß er als Mühlknappe noch einige Zeit bleiben solle.

Diese letzte Bedingung war Martin ja lieber als alles, gerne hätte er wie Jakob bei Laban sieben Jahre und noch sieben Jahre gedient, wenn er nur im Hause bleiben durfte, um nur dem Mädchen sich dankbar beweisen zu können, die ihm, dem Vater- und Mutterlosen, Unterkunft und Mittel zur Selbsterhaltung verschafft hatte.

Daß Kätchens Zuneigung, daß Martins Anhänglichkeit immer höher stieg, war wohl ganz natürlich, denn eines dankte ja dem andern Rettung und Erhaltung; aber eben dieses Natürliche war die Ursache, daß kein Mensch im Hause darauf achtete. So wuchsen diese jungen Leute heran, und kamen in die Jahre, wo das Herz ein sehnendes Verlangen fühlt. Dieses konnte Kätchen und Martin jedoch nicht bemerken, da jedes in aller Unschuld das hatte, wonach es sich sehnte. Ob in Martins Herzen nicht bisweilen Wünsche auffstiegen und Hoffnungen keimten, die er sich selbst nicht zu

gestehen getraute, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, auch würde dieses beiderseitige Gefühl des Wohlwollens noch eine geraume Weile sein Wesen ohne Namen und Ansprüche getrieben haben, wenn nicht von Zeit zu Zeit der Sohn des Gevatters Habermann auf Besuch gekommen, und sich bei Kätchen so gar zuthätig bewiesen hätte; doch würde Martin und Kätchen dieses nicht geirrt haben, wenn nicht zugleich der etwas aufgeblasene und auf seines Vaters Geldsack stolze Habermann den guten anspruchlosen Martin oft recht verächtlich über die Achsel angesehen und zurückgedrängt, und Vater Berthold Kätchen nicht selbst die Weisung ertheilt hätte, gegen Habermann artiger und gefälliger zu seyn. Da ging beiden jungen Leuten ein Licht auf, dessen greller Schein gar schmerzlich wehe that. Von Seite Martins trat nun eine Schüchternheit ein, die für beide gleich unbehaglich war. Doch, waren es nicht Worte, die ihre Wünsche, ihr Fürchten und ihr Hoffen lautbar machten; so waren die Augen und das unruhvolle Benehmen beiden gleich deutliche Erklärer und Dolmetscher des Innern.

An Kätchens achtzehntem Geburtstage, da ihr Vater wie gewöhnlich, nebst so manchem, was den Mädchen an Band und Putz zusagt,

auch wieder eine Spende von alten Schatzthalern gegeben hatte, sagte er: höre meine Tochter! du bist nun achtzehen Jahre, und mithin ist es Zeit, an deine Versorgung zu denken, wie meinst du Kätchen?

Kätchen erröthete, und sah züchtig in die Ecke der Stube, wo es ihr vorkam als ob Martins Gesicht ihr entgegen lächle.

„Na, du wirst roth — das ist in der Ordnung — Sieh da ist mein Gevatter Habermann, er hat das schöne Freigut, und den einzigen Sohn — ein Mensch der die Welt gesehen, und die Landwirthschaft ordentlich studirt hat — diesem habe ich dich vorläufig zugesagt.“

Kätchen, die bei dem Beginnen der Rede des Vaters ihr Gesicht mit heißer Gluth begossen fühlte, wurde nun bleich und immer bleicher, ihr Busen hob sich bange und gepreßt, sie vermochte kein Wort hervor zu bringen.

Der Vater schüttelte den Kopf und fragte: Wie? ist dieser etwa nicht recht?

Da bewegte sich Kätchen ganz unmerklich verneinend, und Bertholds Augenbraunen zogen sich düster.

„Höre Kind! — du weißt — du kennst mich — ich habe dem alten Gevattermann mein Wort gegeben — ich habe für dein Glück ge-

sorgt, zwar hätte ich gerne gesehen, wenn Habermann die Mühle übernommen hätte, — hat aber auch nichts zu bedeuten, — da ist der Martin, — der hat dein Leben gerettet, ich bin nicht undankbar, — er soll nun einige Jahre wandern, — dann will ich diesem die Mühle um ein Billiges überlassen. — Dir bleibt doch genug."

Da konnte sich Kätchen nicht mehr halten, Thränen füllten ihr Auge, und wie betäubt sank sie in einen Sessel.

Mädchen — sagte der Alte — Mädchen! ich will nicht hoffen — alle Wetter! — das wäre mir recht! — Unwillig ging er fort und zur Schwester, um mit ihr die Sache zu besprechen, diese sagte bedenklich: höre Bruder, wenn das nur nicht Unglück bringt, der junge Habermann, glaube ich immer, ist der Rechte nicht.

„Nun zum Geier wer denn sonst?"

Ich wollte darauf wetten, der Martin ist ihr lieber.

„Was? — wie? — ey da sollte ja gleich — nein sag ich dir — nein, nein! — daraus wird nichts — wahr ists, er hat dem Mädel das Leben gerettet, nun dafür habe ich ihm auch die Mühle zugedacht, überhaupt glaube ich der Martin verdankt mir genug — und wir sind

quitt — ich werde doch mein einziges Kind keinem Menschen geben, von dem man — verzeih mir's Gott, nicht einmal weis, wer seine Hühner und Gänse sind — — daraus kann nichts werden, Schwester!"

Unterdessen ging Martin, es war Sonntag Morgens, im Garten, und suchte für Kätchen die ersten Veilchen, immer hatte er sonst für sie etwas zum Angebinde, dießmal nichts. Das einzige was er besaß, ein treues, redliches Herz, durfte der arme Waise, der nicht einmal eine Heimath hatte, durfte er das der reichen Müllerstochter anzubieten wagen?

Da kam Kätchen schnellen Schrittes in den Garten, ihr Auge suchte ihn ängstlich.

Um Gotteswillen Kätchen! was fehlt Ihnen? rief ihr der von ihrem Anblick Erschreckte entgegen.

„Ach Martin! — Ach Gott — wäre ich todt! —"

Was ist denn, Kätchen?

„Das allerschlimmste! — ich — soll heirathen."

Hei — das Wort blieb dem Armen im Munde.

„Ja, heirathen, — den Habermann.

Da kam die Reihe an Martin zu erbleichen, — doch faßte er sich — er hatte ja schon längst seine Lage übersehen, seine stillen, kaum gehegten Hoffnungen und Wünsche, sie gingen nun alle zu Grabe. Längst fürchtete er den Nebenbuhler — er fühlte nur Eines schmerzlich — er mußte entsagen — das war ihm gewiß.

In Gottesnamen — dann gehe ich fort — fort wieder in die weite Welt, sagte er schmerzlich.

„Das will eben der Vater auch — du sollst dann wieder kommen, und die Mühle übernehmen, weil —

„Weil?“

Weil du mein Leben gerettet hast — ach wäre ich doch damals gestorben!

Gerettet! — für diesen Habermann, seufzte Martin. Ach! was würde mir die Mühle helfen, wenn Kätchen nicht drinn schaltet und waltet — ich brauche nichts weiter als ein Grab. —

Da überwältigte die Liebe das jungfräuliche Gemüth, und sie fiel mit Leidenschaft dem Geliebten um den Hals — das Geständniß, das so lang verhaltene war nun offen.

Pflicht, Ehre und Liebe stritten in Martins Herzen, er wollte Kätchen vorstellen, daß

sie ihrem Vater gehorchen müsse — er wollte sie überreden ihm zu entsagen, doch ehe er Worte finden konnte, stand Berthold, den die Liebenden nicht bemerkt hatten, drohend vor ihnen.

Also ist es doch wahr zürnte er — ist das der Dank? — Pfuy schändlicher Mensch! der sich in das Herz der Tochter schleicht und die Unschuld zu verführen sucht — fort aus meinem Hause! — Ich hatte es gut mit dir im Sinne — und noch will ich verzeihen, wenn diese gehorsam ist, aber jetzt fort. Betäubt, sich selbst unbewußt, taumelte Martin ins Haus. —

Kätchen hatte einen Baumstamm umfaßt, um nicht zu sinken. Selbst den Vater hatte diese Scene ergriffen, aber er hatte sein Wort gegeben, und was ihn mehr schmerzte als alles dieses, das war die Verheimlichung eines solchen Einverständnisses — das die Armen doch sich selbst unbewußt hatten.

Du gehst in deine Kammer — sagte er zu Kätchen — ich verbiete dir jede weitere Beredung.

So geleitete er die Zerschmetterte in ihre Kammer, wo sie ihrem Schmerz und ihrer Liebe überlassen war, — denn selbst die Base durfte nicht zu ihr, weil der Vater, ihre Weichherzigkeit

fürchtend, nicht gegen einen doppelten Sturm kämpfen wollte.

Am Abend zahlte Meister Bertold seinem Knappen das Ersparte aus, er war nicht karg, denn Noth sollte Martin nicht leiden, verwies ihm jedoch dabei sein, wie er es nannte, hinterstelliges Benehmen, mit dem Beisatze, daß er dennoch, wenn man gehorsam seyn wollte, nach einigen Jahren auf seine Unterstützung zählen könne. —

Was konnte Martin entgegnen — seine ehrliche Versicherung, daß er in seinem Leben Kätchen kein Wörtchen von gut seyn gesagt habe, fand keinen Glauben, auch war man im Hause gewohnt, Vater Bertholden nicht zu widersprechen, weil jeder wußte, daß er dadurch nur Uebel ärger machen würde.

Am andern Morgen trat Martin, seinen Reisebündel auf dem Rücken, in die Stube, Abschied zu nehmen. Berthold gab ihm ernst, aber nicht unfreundlich die Hand, und sagte: Führe dich gut auf in der Fremde Martin, ich halte dann mein Wort.

Base Marthe konnte vor weinen nicht sprechen, denn sie hatte ihn gar lieb, — Kätchen, die bei Martins Eintreten auf der Ofenbank saß, war durch die hintere Thüre geschlüpft

und harrte sein unten an der Schneidmühle, wo Martin vorbei kommen mußte. Da fiel sie ihm noch einmal unter Thränen und Schluchzen um den Hals; beide waren stumm. Martin fühlte, daß er sich ermannen müsse, und entwand sich ihren Armen: Leb wohl Kätchen, droben im Himmel finden wir uns wieder.

Da gab ihm Käthe einen seidnen Beutel, gefüllt mit allen ihren Schaustücken und Denkmünzen, die sie vom Vater erhalten hatte. Martin weigerte sich, sie zu nehmen, ich bedarf es nicht, sagte er.

„Wie? mein Angedenken könntest du verschmähen, das Letzte?"

Da nahm Martin den Beutel und drückte ihn an seine Brust.

Und glühend vor Zorn stand Berthold hinter ihm, und riß ihm den Beutel mit den Worten aus der Hand: „Meiner Tochter Herz hast du gestohlen, und willst ihr auch das noch nehmen was ihr der Vater aus Liebe gab!" Er schüttete die alten Münzen aus dem Beutel, nahm eine Hand voll Sägspäne und füllte sie in den Beutel; da, sagte er, wenn diese Späne zu Geld werden, dann darfst du wieder anfragen. — Mit Hast griff Martin nach dem Beutel, er war ja von Kätchens Hand, steckte ihn

in seine offene Weste und eilte mit schnellen Schritten aus der Mühle.

Lange wanderte Martin, und vermochte nicht zu arbeiten, seine gute Natur erhielt ihn, daß er nicht dem Schmerz erlag, endlich — die Zeit lindert ja alle Wunden — fing er auch wieder an zu arbeiten. Still, fleißig, treu und ordentlich hatte jeder Müller, wo er arbeitete, den wackern Knappen gerne. Desto mehr klagten die weiblichen Bewohner allgemein über ihn: Jammerschade! der schlanke flüchtige Bursche mit seinen frommen Augen hatte kein Herz, jeder Gelegenheit, die ihm gar nicht sparsam gemacht wurde, wich er aus, keinen Tanz machte er mit, und kam ihm ein Mädchen etwas dreist zu nahe, so entfernte er sich voll Unwillen.

So mochten drei Jahre bleiern genug hinweg geschlichen seyn, als eine unbeschreibliche Sehnsucht ihn trieb, sich der Gegend von Grüneichen wenigstens zu nähern, und von Kätchens Schicksal Erkundigung einzuziehen. Ob sie noch lebt? — ob sie sein noch gedenkt? — Ach! darf sie das, als Habermanns Gattin! Aber Nachricht mußte er von ihr haben, er hatte keine Ruhe mehr, so wanderte er raschen Schrittes Grüneichen zu. Immer näher kam er, immer heißer wurde seine Sehnsucht.

An einem schwülen Sommertage, wo er in drückender Hitze gewandert war, hatte sich ein schweres Gewitter zusammen gezogen, der Regen überfiel ihn, er konnte nur mit Mühe ein Dorf, vier Stunden von dem Ziele seiner Wünsche, erreichen. Das Wirthshaus war schlecht, und mit Menschen überfüllt. Da ging Martin in ein ansehnliches Bauernhaus, und bat für Geld und gute Worte um Unterkunft. Es war bei dem Schulzen des Dorfes; gastfreundlich nahm dieser ihn auf und wies ihm einen Platz am Tische an.

Ganz vom Regen durchnäßt, öffnete Martin seinen Reisebündel, und kleidete sich um, setzte sich dann in Gedanken hin, und hielt, wie er gar oft zu thun pflegte, das Beutelchen von Käthen in der Hand, legte es an sein Gesicht und stützte den Ellenbogen auf den Tisch. Der Schulze hatte ihn mit Antheil betrachtet und sah es dem jungen Mann an, daß er leiden müsse, deßhalb fragte er ihn, ob er Schmerzen habe?

Ach Gott ja wohl! erwiederte Martin.

„Nun da soll gewiß das grüne Säckchen helfen, das er da an sein Gesicht hält? —“

O das hat mir schon oft wunderbar geholfen, ohne das wäre ich längst verzweifelt. Da

streckte sich aus dem, in der Stube stehenden Himmelbette, zwischen dem Vorhang, ein mit Tüchern eingebundener Weiberkopf hervor.

Habt ihr ein Krankes hier? fragte Martin.

„Ach leider, Herr! mein armes Weib, die hat seit einigen Jahren ein böses Uebel, sie leidet von Zeit zu Zeit so sehr an Kopfschmerzen, daß einem angst und bange wird. — Hört Freund! — wenn das Säckchen Euch hilft, wolltet Ihr es nicht auch meiner Frau auflegen lassen?

„Lieber Mann! Euch würde das nichts helfen, und mir ist es unentbehrlich.“

Das dacht' ich wohl, daß ihr so sagen würdet. Was Euch hilft, kann auch einem andern gut thun, solche Sympathieen sind oft besser als alles andere.

Ja wohl! stöhnte die Kranke, ich sehne mich schon lange nach so einem Mittel und kann keines bekommen. —

Da wurde der Schulze dringender und bat nur für diese Nacht. Seht, sagte er, habe ich Euch doch auch freundlich aufgenommen bei dem schweren Gewitter, und Gott weiß, es ist gerne geschehen, nun wollet ihr nicht auch euren Nebenmenschen helfen?

Da konnte Martin nicht widerstehen, eine Erklärung über den Inhalt wollte er nicht geben, so gab er seine Reliquie dem Manne. Mit Hastigkeit griff die Kranke darnach. Der Mann mußte ihr das Säckchen auf den Kopf binden, und Martin konnte sich eines stillen Lächelns kaum erwehren.

Ein reichliches Abendessen sättigte den Wanderer und ein reinliches Bette wurde ihm freundlich zum Nachtlager angewiesen.

Sanfter Schlaf hatte Martin erquickt und neu gestärkt, fast heiter trat er am andern Morgen in des Schulzen Stube.

Dieser kam ihm sogleich entgegen, und sagte: Seht ihr, daß es geholfen hat, der Kopfschmerzen ist weg — rein weg! Aber das sage ich Euch, den Beutel bekommt ihr in Euern Leben nicht wieder, ich will Euch dafür geben was ihr nur haben wollt, Gottlob! ich bin nicht arm, und auch kein Geizhals! und da es meiner Frau hilft, so habt ihr noch Gotteslohn obendrein. —

Martin staunte, das war ihm neu. — Was nicht der Glaube für Wunder thut! sagte er, lieben Leute! Ihr irrt Euch, dieser Beutel kann Euch nichts helfen, und ist ein theueres Andenken, das ich nicht vermissen kann.

Ey! das will ich wohl glauben, aber horcht Freund! wo ihr das her habt, könnt ihr wohl wieder eines bekommen, ich will es ja nicht umsonst, sagt nur was ihr haben wollt.

„Sollte ich Euch, ihr guten Leute! denn anführen? — da macht doch nur den Beutel auf, — es ist ja weiter nichts drinnen, als eine Handvoll alte vertrocknete Sägspäne."

Da lachte der Schulze und sagte: das ist's eben, das Aussehen macht bei der Sympathie nichts aus, — und erzählte Martin die wundersamsten Curen, die auf diese Art verrichtet wurden und schloß mit der Bitte, den Beutel abzulassen.

Schwerlich würde dieser Mann für die beste ärztliche Hülfe so viel geboten haben, als er hier bereit war zu geben; so sehr hängt der Mensch, wenigstens der Mehrzahl nach, am Wunder-Glauben, und giebt so gerne jedem, was er nicht gleich begreifen kann, eine geheimnißvolle Deutung.

Martin war wirklich in der Klemme. Es that ihm wehe, diesem Manne eine Sache zu verweigern, die nach seiner Meinung so große Heilkräfte besaß, und doch konnte er sich nicht entschließen, ein Andenken wegzugeben, welches er von seiner Jugendfreundin — ach, mehr

durfte sie ihm ja nicht seyn! — bei so schmerzlicher Veranlassung erhalten hatte. Selbst der Inhalt war ihm werth, denn Berthold, sonst weder hart noch geizig, gab ihm die Spåne, mit den bittern Worten: „wenn diese Spåne Geld werden, dann komme wieder!“ — Auch diese Erinnerung war ihm werth geworden. Er mußte nun vor allen Dingen hören, ob ihm der Schulze keine Nachricht, wenn auch nur entfernt, zu geben vermöchte, auch erinnerte er sich dunkel, diesen Mann in der Mühle von Grüneichen gesehen zu haben. —

„Ehe wir weiter reden, lieber Schulze, sagt mir doch, kennt ihr nicht den Müllermeister von der Grüneichner Mahl- und Schneidmühle?“

Ey warum denn nicht, wer wird den alten Berthold nicht kennen — bin erst vorige Woche bei ihm gewesen.

„Also lebt er noch — wie steht's sonst im Hause dort? —“

Hm — nicht zum Besten. —

„Wie so? —

Ach von Familien-Sachen spricht man nicht gerne gegen Jeden. —

„O sagt mir doch, lieber Freund! was ihr wißt, thut mir den Gefallen.“

Er ist ein kurjoser Kauz, Ihm soll man gleich alles zu gefallen thun, aber Er mit dem Säckchen da —

„Davon hernach — sagt was ists auf der Mühle?"

Ja, seht so geht es oft mit dem Eigensinne eines Vaters, — denn Berthold wollte durchaus seiner Tochter einen Mann aufdringen, den sie nicht leiden mochte, weil sie einen andern lieber hatte. — Da schämte sich der Alte, er hatte sein Wort gegeben, das wollte er nicht brechen — denn er meinte, das sehe aus, als ob er kein Ansehen in seinem Hause habe — ich habe das von ihm selber — nun bereut ers freilich, aber zu spät. —

Weiter — weiter — bat mit bleichem Gesicht Martin, wie gings mit der Tochter. —

„Die sitzt nun zu Hause und sehnt sich und grämt sich." —

Wie? — sitzt zu Hause? — sehnt sich? —

„Na freilich, denn der, den sie haben wollte, der mußte fort, — ist nun draußen in der Welt, — vielleicht gar todt. — Da wurde das arme Ding vor lauter Liebe todtsterbens krank, und hat mit Mühe und Noth die Haut davon gebracht." —

Und der Vater?

„Der ärgert sich jetzt, daß er so starrköpfig war, und seines Kindes Glück gerade nach seiner Laune machen wollte, und sieht nun seinen Irrthum recht ein, denn der Habermann, dem er sie geben wollte, der ist ein Narr — unter uns gesagt — sein Vater hat ihm ein großes Freigut hinterlassen, da pflanzt und säet er nun allerlei Teufelszeug, und probirt fort — es ist so ein g'studierter Bauer, die das Korn auf Papier säen, und von dem rechten Landbau nichts verstehen. — Nun wißt ihr alles, aber nun gebt auch den Beutel, — ich will Euch soviel Geld dafür geben, als hinein geht, — und mehr noch. — Da leuchtete ein Gedanke durch Martins Kopf: so konnte er mit Ehren ins Haus kommen — und der Alte konnte sein Wort halten.“ —

Ihr sollt den Beutel haben, jedoch unter den Bedingungen: — erstens erkläre ich Euch auf meine Ehre, daß hier in diesem Beutel weiter nichts enthalten ist, als Sägspäne von der Schneidmühle in Grüneichen. —

„Das habe ich schon gehört, — was kümmert das Euch, wenn der Beutel mir recht ist, mag drinnen seyn, was da will.“ —

Gut — ihr gebt mir etwas Geld dafür in den Beutel — was ihr wollt und wie viel ihr

wollt, das ist mir ganz einerlei — dann kommt die Hauptsache: — Ihr laßt Euch den Gang nicht reuen und geht mit auf die Grüneichner Mühle, und erzählt Meister Berthold, wie sich die Sache mit diesem Beutel zugetragen hat. Wollt Ihr das thun, dann sollt ihr in Gottes Namen den Beutel wieder mit nach Hause nehmen und behalten. —

„Wenns weiter nichts ist — da wollen wir bald fertig werden — da hätten wir das Gerede alles nicht gebraucht, ich will Euch so viel geben, daß ihr gewiß zufrieden seyd.“

Hans! rief er zur Thüre hinaus — spanne die Füchse ein, fährst nach Grüneichen — mach fort. —

In wenig Stunden hielten sie vor der Mühle, jeder mit eigenen Hoffnungen. — Martins Herz pochte, daß ihm schier der Athem gebrach, als er eintrat.

Meister Berthold stand gar freundlich auf, als er Martin erkannte, und ging ihm entgegen: „Nun Gottlob — dachte ichs doch immer, daß du uns nicht würdest vergessen haben. —

Da kam auch Kätchen und bot ihm die Hand, schon strahlte die Morgenröthe schöner Hoffnungen, und überzog das blasse Gesicht. —

„Daß ich komme, begann Martin, und wie ich komme, ist des Himmels wunderbare Schickung. — Die Sägspäne in dem Beutel hier, die Ihr mir zum Abschied gabt" —

O sey doch davon still — unterbrach Berthold.

„Sind Geld geworden, dieser Mann hier will mir dafür den Beutel mit Geld füllen." —

Was, sagte der Müller, Schulze seyd ihr klug?

Martin erzählte nun, der Schulze bestätigte und zog den Beutel, um das Geld dafür herzugeben. —

Da lachte Berthold und sagte: Behaltet Euer Geld und den Beutel dazu, wenn er Euch hilft — dieser hat einen andern Balsam in der Mühle gefunden. — Aber da kann man sehen, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden.

Was für einander bestimmt ist, soll der Mensch nicht scheiden, und kann es auch nicht.

Emma und Sophie.

Im festlich geschmückten Saal, der rings umher mit Blumengewinden gar zierlich behangen war, saß der allgemein hochgeachtete Obrist von Strahlfels, in der Mitte seiner zahlreichen Gäste, die seine Gemahlin zur Feier seines Geburtstages eingeladen hatte. Man war gerne in dem Hause des Obristen, der allen Zwang haßte, sobald er außer Dienst war, und jedem gönnte, sich auf seine Weise zu unterhalten. Jeder konnte sprechen was er wollte, ohne befürchten zu müssen, daß ihm von Seite des freundlichen Wirthes und seiner liebenswürdigen Gemahlin etwas übel gedeutet würde; durch die Auswahl seiner Gäste, die immer sehr bestimmt getroffen war, wurde die Gränzlinie des Anstandes nie überschritten. Und wenn ein Theil seiner alten Kriegskameraden an den Spieltischen Platz genommen hatte, so saß der Obrist gewöhnlich mitten in einem

bunten Zirkel von alt und jung, Männern, Frauen und Mädchen; denn er selbst spielte nie, und die lebhafte Unterhaltung ließ keine lange Weile aufkommen, ja sie wurde oft so lebhaft, daß die alten Herren ihre Karten weglegten und Theil nahmen.

Heute war die wichtige Abhandlung über den Werth des weiblichen Geschlechts. Im Kreise so vieler Schönen, worunter selbst die Wirthin, als ein Stern nicht der letzten Größe leuchtete, fehlte es nicht an Lobrednern. — Da sagte der Obrist: Kinder — es war dieß sein Lieblings-Ausdruck, dafür nannten ihn alle Soldaten seines Regiments Vater Strahlfels, wenn er gleich auf die strengste Erfüllung alles dessen hielt, was zum Dienst gehörte — Kinder! es ist eine eigene Sache um den Werth des weiblichen Geschlechts, ich spreche nicht vom innern Gehalt, denn dieser bleibt wohl unter allen Umständen derselbe, nur wird er gar selten erkannt; sondern vielmehr — von dessen Nominal-Werth — möchte ich sagen — von dem, was dieser Werth in den Augen der sogenannten Welt gilt, wie hoch sein Cours steht, würde ein Kaufmann sich ausdrücken. Dieser Werth hängt einzig und allein von äussern Umständen, von Verhältnissen ab.

Mehrere Herren und Damen der Gesellschaft schienen damit gar nicht einverstanden zu seyn, besonders hatten einige junge Herren, die erst neuerdings zur Fahne der Liebe geschworen hatten, folglich nicht ohne Schwindel die Vortrefflichkeiten ihrer Huldinnen betrachten konnten, und dafür begeistert waren, nicht übel Lust den Fehdehandschuh hinzuwerfen, und behaupteten, daß dieß denn doch nicht so ganz und gar allgemein anzunehmen sey.

Gut! meine Herren, sagte der Obrist, ich bringe Belege zu meiner Behauptung, und lasse darüber förmlich abstimmen: dasselbe steht Ihnen auch frei. Ja ich lasse Ihnen den Vorrang; — wofür die jungen Kampfritter denn sehr natürlich dankten, weil sie einerseits nicht wußten, von welcher Art und Beschaffenheit diese Belege seyn sollten, noch wo diese in der Eile herzunehmen seyen; andrerseits hofften sie den Obrist desto leichter widerlegen zu können.

Nun so will ich anfangen, erwiederte der Obrist, man möchte sonst glauben, daß ich das schöne Geschlecht lästern oder mindestens herabwürdigen wollte, da ich vielmehr jederzeit ein großer Verehrer davon war, und auch bleiben werde.

In dem schönen großen Dorfe Maienthal waren zwei Bauernmädchen —

Hier spitzten vorerwähnte Herren etwas weniges den Mund, und schienen vermerken zu wollen, daß Bauernmädchen doch wohl hier nicht entscheiden könnten — aber von Strahlfels achtete darauf gar nicht, sondern fuhr fort: Beide Mädchen waren, man konnte sagen, sehr schön, und beide in jeder Vortrefflichkeit ein wahres Muster; so ähnlich sich beide an persönlicher Lieblichkeit und an innerem Seelenwerth waren; so ungleich waren ihre äußern Lebensverhältnisse. Denn Bärbchen war die Tochter einer armen Wittwe, deren ganzes Besitzthum ein kleines Häuschen und Gärtchen, und deren Reichthum ihr und ihrer Tochter Fleiß war. Lieschen hingegen, die Muhme des reichen Schulzen, die selbst einiges Vermögen hatte, war der Abgott des ganzen Dorfes, und jung und alt zeichnete sie aus, während Bärbchen, die es eben so sehr verdient hätte, geachtet zu werden, von allen übersehen wurde: selbst die jungen Bursche gingen an ihr vorüber, und tanzten nicht mehr mit ihr beim Kirchweihreihen, weil sie einen reichen Bauernsohn, der ihr unziemlich begegnet war, mit Verachtung abgewiesen hatte. —

Und warum der Unterschied, da doch beide Mädchen gleich schön und gut waren? weil Bärbchen arm, Lieschen hingegen wohlhabend und des reichen Schulzen Muhme war; doch werden wir bald weiter hören.

Des Schulzen Sohn, der vier Jahre abwesend war, kam auf Verlangen des Vaters nach Hause. Aller Augen waren auf den Neuangekommenen gerichtet, und alle Dorfschönen spannten Netze auf, und stellten Leimruthen, diesen köstlichen Vogel zu fangen.

Selbst der Vater wünschte, daß Franz heirathen möchte, wozu denn dieser auch ganz und gar keine Abneigung verspürte. Er ließ daher alle Heirathsfähigen und Ehelustigen, sowohl vom Dorfe als aus der Gegend, die Revüe passiren, versteht sich in Gedanken, und unter Vorsitz der Muhme Lieschen. Wenn er auch hier und da mit einigem Wohlgefallen verweilen wollte, so wußte Lieschen immer etwas, das ihm mißfiel.

Unter den Mädchen, die gleichsam gemustert wurden, war Bärbchen nicht; überhaupt hatte diese sich gänzlich zurückgezogen, lebte nur bei ihrer kränkelnden Mutter, und freute sich, wenn Lieschen zu ihr kam, mit welcher sie auf dem freundschaftlichsten Fuß lebte.

Vater Schulze mischte sich endlich auch in die Berathung, und fing an vorzuschlagen; aber wenn er diese oder jene genannt hatte, so sagte bald Franz, bald Lieschen: „Nein, diese taugt nicht in das Haus!“ Was Wunder, wenn der Alte ungeduldig wurde, und ausrief: Am Ende muß man ihm eine mahlen lassen! Bringe mir ein wackeres Mädchen ins Haus, an der ich in meinem Alter Freude haben kann, ob sie Geld hat oder nicht, gilt mir gleich, aber gut soll sie seyn, so wie deine selige Mutter war, und dazu mach' Anstalt. Somit ging der Vater fort, und ließ die Beiden allein. Franz war fast ärgerlich und sagte: Ach! giebt es denn kein Mädchen mehr, die so gut ist, wie Du Base, und auch so hübsch?

Lieschen lachte, dankte für das Compliment, und forderte ihren Vetter auf, einen Gang mit ihr ins Freie zu machen. Der Mensch, sagte sie, ist draußen noch einmal so heiter, und was seyn soll, wird sich ja wohl finden, sie gingen nicht durch das Dorf, wo das junge Volk, es war Sonntag, sich erlustigte, sondern durch die Flur. Lieschen forschte ihren Vetter sehr fein darüber aus, ob er nicht während seiner Abwesenheit, da oder dort, etwas Liebes hinterlassen, oder einem Mädchen Hoffnungen

gemacht habe. Doch Franz betheuerte ehrlich, daß er bis jetzt kein Mädchen gefunden habe, die ihm recht lieb gewesen wäre, und die er sich zu seiner Frau hätte wünschen mögen.

Sie gingen nun auf dem Heimwege, wie zufällig, an dem Häuschen vorbei, wo die alte Hanne, Bärbchens Mutter wohnte. Ach! sagte sie, die alte Hanne, da müssen wir doch hineingehen, die wird sich freuen dich wieder zu sehen.

Da blieb Franz stehen, als ob ihm plötzlich etwas einfiele. Mein Gott! sagte er, was macht denn Dein Bärbchen, mit der Du sonst immer gingst, von dieser sagtest Du mir ja gar nichts.

Je nun, entgegnete Lieschen, diese geht wenig mehr aus, sie pflegt ihre kranke Mutter.

„Höre Lieschen, das war ein hübsches nettes Mädchen." — Sie ist es noch, sagte Lieschen, ganz gleichgültig, und so traten sie in Hannens Stube.

Die Alte saß in einem Lehnstuhl in Kissen eingehüllt, und hatte Benjamin Schmolkes Andachten vor sich liegen. Das kleine Stübchen war so rein, so überaus freundlich, es wurde Franzen so heimlich zu Muthe, daß er gar keine Sprache finden konnte, bis der alten Hanne Beredsamkeit, — denn ihre Zunge war

das einzige Glied an ihr, das seine volle Thätigkeit hatte — auch ihn zum reden brachte. Er fragte nicht nach Bärbchen, doch schwebte diese Frage beständig auf seinen Lippen, es schien als ob sie allenthalben gegenwärtig sey, waren doch überall die Spuren ihres Schaffens und Wirkens. Da kam Bärbchen aus dem kleinen Garten, aufgeschürzt und eilig herein; sie freute sich der unerwarteten Gäste mit aller unbefangenen Herzlichkeit, während Franz, der doch sonst gar nicht unbeholfen war, sie fast stumm anstaunte, und kaum seinen Augen traute. Die schlanke schmucke Dirne, an der die blühendste Gesundheit die schönste Fülle hervorgebracht hatte, dieses ist Bärbchen? er konnte sich gar nicht satt sehen, und die beiden Mädchen führten mit der alten Mutter allein das Gespräch; auch Bärbchen betrachtete mit Wohlgefallen den jungen Mann.

So sehr es hier Franzen gefiel, so drängte er doch Lieschen, nach Hause zu gehen. Er hatte ja der Fragen so viele zu thun, deren Beantwortung er nicht frühe genug haben konnte, daß Lieschen lachend Abschied nahm, und auch Franz, zwar etwas verlegen, Bärbchen und der Mutter die Hand gab. Kaum

waren sie im Freien, so bekam Franz die Sprache wieder, und zwar sehr geläufig.

Sag mir nur Base, ist denn das Bärbchen? — Die —

„Die nemliche.“

Aber sage mir nur! — vermuthlich ist sie Braut?

„Braut? — nein!“

Wie ist denn das möglich, sind denn die jungen Bursche im Dorfe blind?

„Das eben nicht, — aber Bärbchen hat kein Geld.“ —

Sage mir nur, warum — du nanntest mir alle Gesichter des Dorfes heute beim Namen — warum sagtest du kein Wörtchen von dieser?

Da lächelte Lieschen: „weil du sie erst sehen solltest.“

Ach ich habe sie gesehen! — und nun war er so stumm wieder wie ein Karthäuser. So kamen sie nach Hause, man aß das Abendbrod, — und als sich die Dienstboten entfernt hatten, stopfte der Vater Schulze seine Pfeife, und auch Franz griff mechanisch nach seinem Rauchwerk, und stopfte, als ob seine Pfeife keinen Boden hätte. Unterdessen erzählte Lieschen, wo sie gewesen, und wie verändert Franz die Flur gefunden habe, wie er sich der vielen

schönen Obstanlagen erfreute, die fast alle auf des Schulzen Angabe angelegt worden seyen — jetzt hatte Franz Zeit, seine Pfeife anzuzünden — und auf dem Heimwege waren wir bei Mutter Hanne.

„Nun was macht die Alte, wird es nicht besser?"

Die wird wohl im Leben nimmer besser werden, wäre Bärbchen nicht, es sollte ihr schlimm genug gehen.

„Ja das Mädel verdient an ihrer Mutter Gotteslohn, das muß man sagen" fiel der Vater ein. —

Franz meinte das auch — fuhr Lieschen fort — überhaupt wollte ich wetten, daß der, dem heute Morgen kein Mädchen gut genug war, jetzt schon bis über die Ohren verliebt ist. Seht nur wie er einen Dampf macht, puh man möchte ersticken. —

Hm brummte der Schulze, Hannens Bärbel ist ein braves Mädchen, das ist wohl wahr, — ein gutes Herz hat sie auch — aber außer ihrem glatten Gesicht, weiter auch nichts. —

Weiter nichts? fiel Lieschen ein — nehmt mirs nicht übel, da kennt ihr das Mädchen schlecht, ich will nichts davon sagen, daß ihr Haushalten in der größten Ordnung ist, nichts

davon, daß Bärbchen eine recht artige Ausstattung an Bett und weißem Zeug hat, daß sie alles selbst gebaut, gesponnen und gemacht hat, von alle dem will ich gar nichts sagen, das haben Andere auch, aber das behaupte ich, daß sie das reichste Mädchen im Dorf ist, wenn sie gleich kein baares Geld hat. —

„So, das wäre mir was Neues" murmelte der Alte.

Ja, das ist wahr — wer so sparsam, so genügsam und dabei so fleißig ist, der hat schon ein recht großes Capital. Was andere Mädchen in einem Jahre ruiniren und zerreissen, daran hat sie viele Jahre, und am Ende kleidet sie noch ein Aermeres damit — was haben ihr die Mädchen im Dorfe nicht zu danken, denen sie Unterricht im Stricken und Nähen giebt, und noch dazu unentgeldlich, so wenig sie selbst hat? Aber das ist noch lange nicht alles, wo war eines im Dorfe krank und Bärbchen eilte nicht gleich zu Hülfe ehe ihre Mutter selbst krank war? wo ist ein Armes, dem sie nicht freundlich von ihrem Wenigen mittheilte? oder bei andern für ihn bittet? Ich dächte, Ihr wüßtet das selbst am besten, sie nimmt oft genug zu Euch ihre Zuflucht, weil sie weiß, daß Ihr gerne gebt, aber für sich selbst bittet sie niemals.

Daß die Bursche sie bei keinem Tanz aufziehen, gereicht ihr zur Ehre, weil sie ihre Ungezogenheiten nicht anhören wollte; daß die erwachsenen Mädchen über sie die Nase rümpfen, ist doch weiter nichts, als der pure Neid. Kurz und gut, Franz — so lieb mir mein Vetter ist — darf froh seyn, wenn sie ihn nur will.

Franz, der von alle dem kein Wort verlor, seufzte halblaut: Ach Gott ja wohl! —

Da sagte der Alte lachend: Nun meinetwegen, aber das sage ich dir, Liese, keine Kuppelei, das taugt nichts. —

Daß Franz sich mit ganz besondern Empfindungen niederlegte, und am andern Morgen ganz zufällig an Bärbchens Gärtchen kam, und weil diese gerade mit Gießen beschäftigt war, ihr einen guten Morgen über den Zaun bot, endlich gar in den Garten kam und ihr half, daß es Mittag wurde und Franz gar nicht begreifen konnte, warum die Thurmuhr heute so viel zu früh ging, daß er beim Abschiednehmen dem Mädchen recht herzlich die Hand drückte, daß dieses leise erwiedert wurde, daß die Besuche wiederholt, und immer herzlicher wurden, das kam alles so von selber, Franz wußte gar nicht wie das zuging, doch war ihm recht wohl dabei. —

Als endlich Franz sein Bärbchen zum Kirchweihreihen führte, und der alte Schulze schmunzelnd zusah, wie die flinke Dirne sich so züchtig drehte, da schüttelten alle in dem großen Dorf gar mächtig die Köpfe: „wie? Franz? der einzige Sohn des reichen Schulzen, das blutarme Mädchen?“ Das war indessen gelogen, denn das Mädel hatte Backen wie gemahlt, folglich war sie nicht blutarm. Indessen wurde die Sache richtig, und das Gerede verlor sich, denn kaum war Bärbchen Franzens Frau, als der Vater, der alle Ursache hatte mit seiner Tochter zufrieden zu seyn, seinem Sohne den schönen Meierhof übergab. — Bärbchen war nun Meierbäuerin, und folglich in ihrer Art eine Respectsperson, da sich voraus sehen ließ, daß kein anderer als Franz mit der Zeit Schulze werden würde, weil kein besserer dazu da war, und wurde nun eben so venerirt, als sie vorher übersehen wurde. —

Das meine Herren wäre der erste Beleg, zu meiner Behauptung: daß bei allen Vortrefflichkeiten, äußere günstige Umstände dazu gehören, wenn sie für vollzählig gelten sollen.

Nun kommt, wenn es Ihnen nicht zu langweilig wird, der Zweite. — Der Obrist wurde von allen Seiten gebeten fortzufahren,

besonders glaubten seine Gegner schon halb gewonnen zu haben. —

War Bärbchen ein schönes liebes Mädchen, so war ihre Freundin Lieschen es nicht minder, wie wir schon gehört haben, — wurde früher die Erste überall zurückgesetzt, so wurde Lieschen überall vorgezogen. Diese hatte nur abzuwehren, fast alle schmucken Bursche im Dorfe und aus der Nachbarschaft bewarben sich um ihre Gunst, aber sie wies alle Freier ab.

Der alte Schulze brummte, und sagte: Was soll das seyn? ich glaube Base, Du willst eine alte Jungfer werden? Pfui schäme dich, den Ehestand hat Gott eingesetzt! — Lieschen sagte, sie wisse das gar wohl, aber es hätte noch Zeit.

Man munkelte unterdessen allerlei, und sagte spottweise: Lieschen habe ihr Herz dem lahmen Christoph geschenkt, und schäme sich nun es zu gestehen; darum koche sie seinem alten Vater so fleißig kräftige Suppen und dergleichen; ja einige Späheraugen wollten auch gesehen haben, wie Lieschen dem Lahmen die Wange gestreichelt, und sogar verstohlen geküßt habe. Lieschen kümmerte sich nichts um das Gerede, und Franz und seine Frau thaten als hörten sie nichts. —

So wurde Lieschen fünfundzwanzig Jahre alt. An ihrem Geburtstage ermahnte sie Vater Schulze, doch nun ernstlich Anstalt zu machen, das Gerede würde ihm nun zu viel, denn er müsse ihr nur sagen, daß allerlei zweideutige Gerüchte von ihr sich im Dorfe herum trügen. —

Zweideutige Gerüchte? fragte Lieschen mehr gekränkt als beschämt. —

Gerade heraus, man beschuldigt dich eines heimlichen Einverständnisses mit dem lahmen Christoph. —

„Darum wollte ich heute den lieben Bruder meiner seligen Mutter, der so lange Vaterstelle an mir vertreten hat, bitten, mir seine Einwilligung und seinen Segen zu geben. —“

Mit dem Lahmen — Erstaunen schloß den Mund des Alten.

Christoph — fiel Lieschen ein.

„Mädchen! bist du toll?“ —

Man wird — entgegnete mit nassen Augen Lieschen — dem Ehrenmann nicht zum Spotte nachsagen, daß er lahm ist, da die Ursache, warum er es wurde eine so heldenmüthige und edle Handlung war? Wer hätte sich in das brennende Haus gewagt und das Kind gerettet, wenn er es nicht that? daß ein herabstürzender Balken ihm beim Herausgehen den

Fuß abschlug, daß er, der selbst Abgebrannte, als das Feuer weiter um sich griff, Monate lang das Bett hüten mußte, und ein steifes Bein davon trug, gereicht ihm etwa das zur Schande? —

Nun, nun! sagte der Schulze, das ist alles wahr, aber bedenke doch nur, er hat einen halben Hof, der noch dazu verschuldet ist, dabei seinen gebrechlichen Vater, den er allein ernähren muß.

„Und warum verschuldet? fragte Lieschen — waren Christophs Eltern damals nicht auch mit abgebrannt, starb seine Mutter nicht vor Gram und Schrecken über das doppelte Unglück? Konnte der alte Mann, der seines Obdaches und, durch das Unglück Christophs, seiner einzigen Stütze beraubt war, zurecht kommen? Brachte der neue Bau sie nicht in Schulden? Vorzüglich deshalb, weil der thätige Christoph nicht mit Hand anlegen konnte. Ueberdieß ist mein Vermögen, das ihr so väterlich verwaltet habt, hinreichend, alle Schulden zu bezahlen, dann ist der halbe Hof schuldenfrei, und wir haben bei Fleiß und Arbeitsamkeit zu leben.

Die ist wie ein Advokat, sagte der Alte, gegen die komme einer auf, — ich glaube Mäd-

chen, Du hast mit Fleiß gewartet bis Du mündig bist, damit Dich keines hindern könnte.

„Einerseits wohl, doch wollte ich mir auch Zeit lassen, und diesen wichtigen Schritt nicht übereilen.“

Nun ich kann nichts dagegen sagen, Du hast deinen freien Willen, meinen Segen will ich dir, an deiner Eltern statt, in Gottesnamen geben, Christoph ist, alles andere abgerechnet, ein Ehrenmann, das muß wahr seyn. — Weist da das Mädchen alle reiche Freier ab, Müllersöhne, die Geld haben wie Heu, und nimmt den armen Kerl, der Schulden hat und ein lahmes Bein —

Und ein braves Herz, fiel Lieschen ein, das mich gewiß glücklicher machen wird, als eine Mühle mit vier Gängen.

Machte Franzens Heirath Aufsehen, so nahm das Spotten hier über Lieschens Wahl gar kein Ende, und das Mädchen, die sonst unter den Dörferinnen die Erste war, verlor sich nun unter die übrigen Bauernweiber, und hatte außer ihrem stillen und häuslichen Glück, das sie freilich hinlänglich entschädigte, keine Ansprüche zu machen, während des jungen Schulzen Frau überall vorne an saß. — Das meine Herren, wäre der zweite Beleg.

Man konnte nicht umhin, diese Erzählung anders als sehr lehrreich zu finden, nur meinte man, es sey dieß eine Begebenheit, die sich auf dem Lande zugetragen habe, und könne doch nicht den Vergleich mit Städterinnen, am wenigsten aber mit dem schönen Geschlechte der gebildeten Classe aushalten, wo der innere Gehalt seinen genauen Prüfstein fände.

Strahlfels ließ seine Gegner ausreden, dann sagte er: Ich habe mit allem Bedacht diese Geschichte, die sich fast genau, nur möchte ich sagen, in Masken zugetragen hat, auf das Land versetzt, und war auf diesen Einwurf gefaßt: kann Sie nun aber sämmtlich versichern, daß dieses alles sich, nicht nur in der Stadt, sondern in unserer, wie sie es nannten, gebildeten Classe wirklich zugetragen hat.

Sie erinnern sich doch alle meiner Nichte, des Fräuleins Sophie Klarbach — da fiel es der Gesellschaft wie Schuppen von den Augen. — Wer war denn die gefeierte Schöne des Tages? wem wurde damals so allgemein gehuldiget, als ihr? —

Ich war damals Hauptmann und neckte sie oft mit ihren Anbetern und sagte, sie solle doch einmal für E i n e n entscheiden, damit nicht ein ganzes Heer dieser Liebesritter verschmachte,

da gestand sie mir, daß sie entschieden hätte, und für wen? für einen, der gar nicht auf der bekannten Liste ihrer zahlreichen Verehrer stand, für den Einnehmer Frohmann! — der, wie ich von Christoph erzählte, durch dieselbe edle Heldenthat sich ein Ehrenzeichen auf zeitlebens geholt hatte, und lahm wurde.

Diese That und so manches stille Gute, das Sophie von diesem Ehrenmann wußte, da er ihr oft auf demselben Wege frommer Milde begegnete, bewogen sie, dem ihre Hand zu geben, der kaum den Muth hatte, seine stille Liebe für sie auszusprechen. — Ich konnte, da ich dieses Edlen Bekanntschaft gemacht hatte, ihr meinen Beifall nicht versagen.

Aber alle äußere Herrlichkeit hatte durch diese Verbindung ein Ende. Sagen Sie selbst, meine Werthen, konnte die Frau Einnehmerin mehr in Ihren Zirkeln erscheinen? Konnte sie, wenn man sie, was sehr zu bezweifeln steht, allenfalls zugelassen hätte, anders als mit geringschätzigem Mitleide betrachtet und behandelt werden? — Die sämmtliche Gesellschaft zuckte die Achseln. — Aber Sophie hat durch diese Verbindung an ihrem innern Werth ja doch gewiß nichts verloren, — ich darf behaupten, sie hat gewonnen, — sie wollte die

treue Gehülfin und Lebensgefährtin eines Mannes werden, der sein Leben wagte, um ein Kind zu retten, — sie entsagte allem Glanz und aller Herrlichkeit der großen Welt, und baute in ihrem Hause ihrem verdienten Gatten einen Tempel des Glücks, der Heiterkeit und der Ruhe. —

Daß sie nicht hier gegenwärtig ist, ist ihr Wille, sie wollte nicht. — Denn Frohmann und sein braves Weib sind, ich gestehe es offen, meine liebsten Gäste, und es vergeht kein Tag, wo wir nicht zusammen kommen. —

Und das arme Bärbchen werden Sie doch wohl auch wissen wer das ist? — Niemand anders als mein liebes Weib — die ehemalige Emma Burghof. Das liebe Mädchen wurde, einige junge Herren ausgenommen, denen das Maul wässerte, so allgemein übersehen, daß man von ihrer Existenz gar keine Notiz nahm.

Durch Sophien lernte ich sie kennen, achten und lieben. Ich war damals Wittwer, hatte zwei Kinder, der Feldzug stand zu erwarten, meine Kleinen bedurften einer guten Mutter, und Emma hatte den Muth, mir ihre Hand zu reichen. Das Glück begünstigte mich, ich kam, zwar mit geflickter, aber doch heiler Haut als Obrister zurück, und danke nur den gesun-

den Sinnen meines verständigen Weibes, daß sie von dem Weihrauch, den man ihr täglich streut, nicht betäubt wird. Sophie ist indessen im stillen Kreise glücklich, ihr Mann genießt das Vertrauen seiner Obern, selbst der Fürst ehrt den Mann, der eine bedeutende Kasse mit gewissenhafter Treue und Ordnung verwaltet, ja ich möchte sagen, sie ist glücklicher, als meine Frau, die mit ihrem Hitzkopf, der als alter Soldat oft etwas rasch zu Werke geht, Geduld haben muß, bis er einmal mit gedämpfter Trommel zur Ruhe gebracht wird.

Da fiel die Obristin ihrem Mann mit nassen Augen um den Hals, und bat ihn, davon zu schweigen, da sie kein höheres Glück kenne, als seine Zufriedenheit.

Keiner der Anwesenden konnte gegen diese Belege etwas einwenden, und als Frohmann Ober-Einnehmer wurde, und vermöge seiner Verhältnisse auch seine Frau wieder öffentlich erscheinen mußte, bestätigte des Obristen Behauptung sich von neuem, denn nun war sie wieder die Vortrefflichkeit selbst.

Der Haarbeutel.

Mathilde! — rief der Stadtvogt Uhden, mit gedehnter Stimme, seiner sechszehenjährigen Tochter — „Mathilde, bringe mir den Neuen, bei so einer Gelegenheit muß auch die Außenseite gehörig beachtet, und das Dekorum nicht vernachlässigt werden. Er meinte nemlich den neuen Haarbeutel, den er erst vor wenig Wochen von dem Französischen Modehändler aus der Residenz, mit einem Zeugnisse seiner Vortrefflichkeit, und daß er nach der neuesten Façon sey, erhalten hatte. Mit der neuesten Façon mochte es aber nicht ganz in Richtigkeit seyn, denn die Sucht, Haarbeutel zu tragen, verlor sich immermehr, zu großem Aerger des Stadtvogts Uhden, der sich in seiner Seele vornahm, Haarbeutel zu tragen bis an den jüngsten Tag. Denn, sagte er, es ist eine wahre Zierde des Rückens, wenn dieser stattliche Haarbehälter, wie eine recht große

Scheibe einer Pendeluhr — in der Kunstsprache der Uhrmacher, Linse genannt — nach der Bewegung des Kopfes sich hin und her bewegt. Man kann, fuhr er fort, wenn die Herren aus der Sitzung kommen, an den Streif- oder Bogenzug, den dieser Perücken-Schwanzstern als seine Bahn bezeichnet, so ziemlich sehen, ob die Herren mehr Ja oder Nein gesagt haben. Heutiges Tages, wo man sich immer weniger auf die Gesichtszüge verlassen kann, sollte auch dieses Signalement in Abnahme kommen? — das wäre traurig!

Die Ursache aber, warum der wackere Uhden sich so ins Zeug richtete, war die Zusammenkunft aller Stadt- und Landvögte des kleinen Fürstenthums, welche Fürst Herrmann alljährlich in seine Residenz berief, dort persönlich Rechnung zu legen von der Führung ihres Regiments; und mancher zog mit krauser Stirne heim. Doch wurde das Letztere immer seltener; denn man kannte die Gerechtigkeits-Liebe des strengen Fürsten, und that, wie er haben wollte. Darum beschloß so eine Rechnungsfahrt, wo die alten Kumpane, die noch größtentheils Universitäts-Freunde waren, sich ihres Zusammenkommens erfreuten, allemal ein fröhliches Mahl.

Mathilde brachte die schön gepuderte Perücke mit dem stattlichsten aller Haarbeutel, legte sie sorgfältig in ihr Gehäuse — es war dieß eine, mit blauem Koncept-Papier an den Rändern wohl verpappte Schachtel — welches Paul, der siebenzehnjährige Sohn des Gerichtsdieners — damals mit dem schmählichen Namen Büttel bezeichnet — zu tragen hatte, der als Begleiter des Herrn nicht fehlen durfte.

Der Stadtvogt aber war zu Pferde, und Paul, der rüstige gewandte Junge, schritt, mit der Schachtel unter dem Arm, auf welche noch einige Acten gebunden waren, welche das Felleisen nicht faßte, und mit einem Fichtenstock in der Hand, neben der alten Plässe her, ab und an mit der Befreundeten freundlich kosend.

Es war aber dieser Paul ein Knabe von nicht gemeinen Gaben, und seinem Vater, dem Gerichtsdiener Braxel, so unähnlich, wie die königliche Eiche dem Dornstrauch. Seine Mutter hätte wohl darüber einige Erläuterungen geben können, und das Räthsel zu lösen vermocht, wie Stadtvogts Suschen diesem Menschen, der außer seiner persönlichen Häßlichkeit, auch noch vermöge seines Standes — der damaligen Meinung nach — gleichsam ehrlos war, ihre Hand geben konnte. Auch betrachtete sie

ihren Paul nie anders, als mit einem süßen Schmerzgefühl.

Da es einem Autor vergönnt ist, selbst dasjenige seinen lieben Lesern zu vertrauen, was der ganzen Stadt ein Geheimniß ist, so können die nähern Umstände sofort mitgetheilt werden.

Suschen kam in ihrer frühen Jugend als Dienstmädchen in die Stadtvogtei; ihre gute Aufführung, ihre Treue und Brauchbarkeit — Eigenschaften, die, nach den Klagen zu urtheilen, die man jetzt so oft hört, heutiges Tages immer seltener werden — erwarben ihr die Gunst ihrer Herrschaft. Züchtig und ordentlich ging Suschen auch nur selten die Sonn- oder Feiertage aus, und hatte nie einen Tanzboden besucht. — Aber was halfs, der böse Feind, der so gerne dorthin säet, wo für ihn nicht geackert ist, trieb auch hier sein Wesen.

Es war zu der Zeit, wo Nordamerika im großen Kampfe seine Unabhängigkeit verfocht, und Englands Guineen manchen deutschen Muttersohn, theils freiwillig, theils gewaltsam, in diesen Kampf verflocht. Auch Fürst Herrmann hatte überzählige Mannschaft, und hoffte dadurch die Schulden seines Ahnherrn zu tilgen, wenn er Truppen in brittischen Sold gäbe;

doch ließ er nicht ausheben, sondern legte in allen größern und kleinern Städten Werbungen an. Starkes Handgeld, die schöne Uniform, und die vorgespiegelten Hoffnungen der Werber, zogen der Vögel genug herbei, die sich durch diese Lockspeise fangen ließen.

Der Werbofficier lag in der Stadtvogtei. Es war ein junger schöner Mann, der auch sein Glück in der neuen Welt suchen wollte, weil Dame Fortuna ihm in der alten so gänzlich abhold war. Suschen gefiel seinen Augen gar wohl, und welches Mädchen betrachtet nicht wenigstens mit Wohlgefallen den Mann, der in der netten Uniform, in seiner militärischen Haltung, zum mindesten ein Bild männlicher Kraft ist.

Wie freundliche Töne auch Springenberg, so hieß dieser Neuewelt-Erstürmer, auf seiner Lockpfeife hören ließ, Suschen lachte — aber fangen — Gott bewahre — fangen ließ sie sich gewiß nicht. —

Am Vorabend des Abmarsches gab Uhden ein kleines Mahl, der Punschnapf dampfte bis nach Mitternacht; auch Suschen hatte getrunken, auch sie wurde bei der allgemeinen Fröhlichkeit der Herrschaft — wo man die Gold- und Diamant-Gruben, und die Kolonieen

vertheilte, wie Pfeffernüsse — auch mit fröhlich. — Springenberg versäumte nicht, wo er das Mädchen habhaft werden konnte, sie mit glühenden Küssen noch mehr zu betäuben, und die arme Bethörte fiel in dieser Nacht. —

Der Lärm der Trommel, das Getöse des Abmarsches am Morgen erfüllte die Arme mit Reue und Schmerzen; dahin zog er, und sie, die Gefallene, war verloren! —

Bald genug überzeugte sich die Unglückliche, daß ihr Fehltritt nicht ohne Folgen war, und Verzweiflung ergriff sie. — Schon sah sie sich mit dem Strohkranze, dem allgemeinen Spott preisgegeben, Kirchenbuse thun. Lebenslängliche Schmach — Kindermord und Rabenstein waren die Bilder ihrer aufgeregten Phantasie. Es war damals anders wie jetzt, wo man, ohne zu erröthen, ohne Trauschein und Kopulation, nach Gelüsten die Welt aller Orten bevölkert. —

Nimmer wollte sie ein Leben ertragen, das der Schande verfallen war — wo sie keinen Ausweg sah, der Schmach, dem Verbrechen, der Strafe zu entrinnen, und sie eilte, das größeste zu begehen. Schon wandelte sie am Mühlbache, und suchte eine Stelle, die tief

genug sey, ihr Leiden und ihr Leben auf immer zu enden.

Da kam Braxel, der Gerichtsdiener, des Weges, er war über Land, ein Räuschchen hatte ihn redselig gemacht, und ihm Muth gegeben, seinen lang gehegten Wunsch vorzubringen.

„Ey siehe da Jungfer Suse — hm hätte mir doch gewiß und wahrhaftig nichts Angenehmeres begegnen können, als daß ich sie treffe — ich hatte da gerade so meine appartigen Gedanken. —“

Suschen, verstört und verlegen, sagte: Guten Tag Braxel — woher des Weges? —

„Ach da komme ich von Schnorrheim, muß der Mensch sich alleweile plagen — und wenn ich heimkomme, finde ich weder eine warme Suppe, noch einen warmen Ofen. — Seit meine Alte — Gott tröste sie, und lasse es ihr wohl gehen — todt ist, seitdem fehlt mir alles. Da sehe sie Jungfer Suse, da dachte ich gerade an sie. Sapperlot, ich bin noch in meinen besten Jahren, habe mein Auskommen, mein hübsches Haushalten — gerade heraus, wie wär's, wenn sie's mit mir wagen wollte?

Da stierte Suschen den Freier an, der ihr jetzt, auf dem Wege entgegen kam, wo sie

verzweifelnd dem Tod in die Arme springen wollte. Und der Gedanke: wenn das ein höherer Fingerzeig wäre! dämmerte auf in ihr. Zwar war Braxel ein fast häßlicher Kerl — sein Aeußeres war abstoßend, er war — ach — er war sogar in der damaligen Meinung unehrlich, war ein Büttel! — Doch, was war denn sie? — griffen nicht schon Henkers-Hände nach ihr? — wo war denn ihre Ehre? — Dabei war Braxel doch im ganzen nicht böse. — „Ach gehe er — er ist nicht gescheidt" stotterte sie.

Daß dich — da kennt sie den Braxel schlecht, ich bin in meinem ganzen Leben nicht gescheider gewesen.

Er zählte nun alle Vortheile her, die sie mit ihm haben könne, — und wie er ihr schön thun wolle — und dann könne sie doch dabei in dem Hause bleiben, wo man so viel auf sie halte, so daß Suschen in der Angst ihres Herzens weder Ja noch Nein sagen konnte.

Braxel wurde immer dringender, aber Suschen konnte nicht mit sich einig werden.

Wie sie nach Hause kamen, und der Gerichtsdiener bei dem Herrn Stadtvogt seinen Bericht abgestattet hatte, und dieser zufrieden war, brachte er auch seine eigene Anlegenheit

zum Vorschein, und bat den Herrn um Vorsprache bei Susen.

„Kerl seyd ihr toll? das hübsche Mädchen wird euch häßlichen Knorz nehmen?“

Hoho, Herr Stadtvogt — so arg ist's ja doch auch nicht — ein Kerl, der ein paar gesunde Beine, Kopf und Arme, und dabei sein Brod hat, ist immer ein hübsches Mädchen werth. Und wie lange bleiben sie denn hübsch? — sind die rothen Backen weg, dann ists alle mit der Hübschigkeit. — Aber die Suse ist fleißig und brav, — das sticht mir in die Augen.

„Ja will sie euch denn?“

Je nun, sie ziert sich freilich, wie alle Mädchen, wenns ans Freien geht, — aber Ernst ists doch nicht.

„Nun meinetwegen — ich habe nichts dagegen.“

Jetzt machte Braxel Ernst, und Suschen — in der Angst des Herzens — ach was hatte die Arme noch eine andere Wahl? — ergab sich in ihr Geschick. —

Uhdens Gattin schüttelte den Kopf, doch war es ihr von einer Seite lieb, so blieb doch die Person, die ihr so mancher guten Eigenschaft wegen werth war, wenigstens im Hause. —

Ehe vier Wochen vergingen, war Suse Braxels Frau. — Ob der Eheherr den Rechnungsverstoß, als der kleine Paul etwas zu frühzeitig das Licht der Welt erblickte, nicht gemerkt habe, oder ob er, bei seinem übrigens so guten Kauf, diesen Defect übersah, mag dahin gestellt seyn. Er freute sich seines Stammhalters, und sah in dem kleinen Blondkopf, der mit seinen blauen Augen so hell in die Welt guckte, schon seinen künftigen Nachfolger. —

Als das nächste Jahr Uhdens Gattin von einem Mädchen entbunden wurde, worüber große Freude war, weil schon drei frühere Kinder gestorben waren; kam der kleine Paul in des Stadtvogts Kinderstube, als Spielgefährte der Kleinen, und wurde in der Folge mit dieser von der sehr verständigen Mutter Mathildens erzogen.

Paul war bald aller Liebling, denn er war ein wunderlieblicher Knabe, voll herrlicher Anlagen und Talente. In der Schule zeichnete er sich vor allen aus, und schrieb besonders eine sehr schöne Hand; aber trotz seines Fleißes, trotz der Gunst des Stadtvogts, lastete die Schmach des väterlichen Hauses auf ihm, und die Buben, denen er vorgezogen wurde, ließen

es an Schmähungen und Ausdrücken der Verachtung nicht fehlen.

Als Paul heran wuchs, hätte er so gar gerne ein Handwerk gelernt, aber kein Meister nahm ihn in die Lehre. Zwar arbeitete er auf des Stadtvogts Schreibstube, aber an eine Aussicht zu künftiger Anstellung war nicht zu denken, und seines Vaters Stand, der ihm so sehr im Wege war, wurde ihm verhaßt. — Da ergriff neuer Schmerz seine Mutter. Solche Folgen hatte ihr Fehltritt! — so wurde selbst in dem unschuldigen Kinde ein Vergehen bestraft, das sie seit Jahren, schmerzlich, reuevoll, vergebens beweinte.

Uhden ärgerte sich über das verdammte Vorurtheil, aber konnte er es ändern? Allen im Hause schmerzte Pauls traurige Aussicht für die Zukunft, nur Mathilde dachte sich nichts dabei, und tröstete ihn, wenn er über sein hartes Loos, das ihm jede Aussicht versperrte, im Stillen weinte; sie hatte ihn lieb wie ihren Bruder, und wünschte sich nichts weiter, als ihn beständig um sich zu haben. Dieser Wunsch wurde um so freier, da sie in ihrem vierzehnten Jahre ihre gute Mutter verloren hatte, und nun die Aufsicht über das Haushalten mit Susens Hülfe allein hatte, keine mütterliche

Freundin stand ihr zur Seite, die sie auf die Klippe, welche die so verschiedenen Stände trennt, aufmerksam gemacht hätte. Ihr Vater hatte Paul gerne, konnte sich auf ihn verlassen, sie hatte ihn lieb, was brauchte sie weiter?

Während dieser eingeschalteten Erzählung, die doch in Bausch und Bogen siebenzehn bis achtzehn Jahre umfaßt, hatte der Stadtvogt Uhden Zeit genug, die vier Stunden Wegs entfernte Residenz mit seinem Begleiter zu erreichen.

Der Fürst war diesmal besonders gnädig und mit allen Berichterstattungen wohl zufrieden, und hatte vor allen den Stadtvogt von Grünfeld mehrere male: mein lieber Uhden, genannt, eine Auszeichnung, mit welcher Fürst Herrmann gar sparsam war. —

Sein Kollege, der Landrath Rohfeld, ärgerte sich im stillen darob, denn er war schon gut dran, wenn er ohne Verweiß davon kam, und sann darauf, wie er nach seiner tückisch-tölpischen Art, dem guten Uhden Eines anhängen wollte. —

Schon war das frohe Mahl zu Ende, man setzte sich bequemer, um die edle Flüssigkeit des Rebensaftes recht behaglich zu genießen; alte Schwänke wurden aufgetischt, und mit neuen

vermehrt. — Rohfeld machte sich in Uhdens Nähe zu schaffen, und trank diesem fleißig zu. Herr Bruder Stadtvogt, sagte er, jetzt, wie er merkte, daß Uhden, der ihm gewöhnlich auswich, anfing lustig zu werden — „Herr Bruder! weil wir heute so fröhlich beisammen, und alle ohne Wischer davon gekommen sind; so wollen wir, weil man sich doch einmal in die Zeit schicken muß, so viel an einem Jeden ist, einen neuen Menschen anziehen, und jeder von uns muß ein Opfer auf den Altar der Verjüngung spendiren. —" Nu, sagte Uhden, ich möchte wohl so ein zehn, fünfzehn Jährchen jünger seyn. — „Das sollst du werden, wenigstens von Außen, das Innere ist deine Sache. — Sieh Herr Bruder, z. B. ich lasse meine großen brabanter Spitzen-Manschetten um die Hälfte abbreviren, dort der Justizrath Walter muß seine langen Schöße an der Brokat-Weste verkürzen lassen — sie leeren sie ihm so immer beim l'Hombre aus — und du, Bruder Stadtvogt, du mußt deinen breiten Haarbeutel sakrifiziren, du bist noch der Einzige, der so eine gewaltige Fliegenklappe auf dem Rücken hängen hat. —"

Da protestirte Uhden, und Rohfeld, der wohl wußte, wie sehr jener darauf hielt, wet-

tete, er müsse doch heute noch das schwarze Ding abnehmen. —

Man brachte Burgunder, die Fröhlichkeit wurde lauter, die Freude ungezwungener. Da hatte sich Rohfeld einen Strohhalm verschafft, und füllte, mittelst dieses Röhrchens, Uhdens Haarbeutel mit rothem Wein: er winkte den andern, zu schweigen, und Uhden merkte nichts. — Endlich kam ihm der gefüllte Haarsack doch etwas zu schwer vor, er langte darnach, fand die ihm angethanene Unbilde, riß die ganze Perücke mit Hastigkeit vom Kopfe, und schlug den gefüllten Beutel dermassen auf den Tisch, mit den Worten: „Spaß ist Spaß — aber einem den Haarbeutel mit Wein füllen, ist kein Spaß!“ daß der gewaltige Schlag, den Uhden mit dem neuen Weinschlauch auf den Tisch führte, eine solche Entleerung hervor brachte, daß alle, mehr oder weniger, mit Burgunder-Flecken bezeichnet wurden. —

Allgemeines Gelächter, unter welchem Jeder sich möglichst säuberte, steigerte Uhdens Zorn noch mehr, er sprang auf, und rief: Paul! doch dieser war gerade in die Stube getreten, als sein Herr mit den Worten: Spaß ist Spaß rc. die Explosion vornahm. Paul, sattle! — und der Teufel soll den holen, der mich hier

zum Gespötte machen will! Sapperlot! noch sind meine Pistolen nicht eingerostet. —

Rohfeld stand, ganz unschuldig scheinend, ihm gegen über, als ob er es am wenigsten gewesen wäre. Jedermann suchte den wackern Stadtvogt zu begütigen, und mißbilligte den allzuweit getriebenen, und sehr unfeinen Scherz, aber Uhden ließ sich, trotz allen Gegenvorstellungen, daß es Mitternacht sey, nicht aufhalten, Paul mußte satteln. Vorsichtig packte dieser die sehr derangirte Staatsperücke in die Schachtel, übergab solche der Wirthin, und nahm dafür einen Bund Kienfackel mit.

Pauls Treue und Sorgfalt und der Sicherheit der alten Plässe hatte es Uhden zu danken, daß er ohne Schaden gegen Morgen ankam. Mismuthig über den Schabernack, über den gehabten Aerger, legte er sich mit etwas schwerem Kopfe zu Bette.

Paul, der den Actus mit angesehen hatte, und dem das Ganze zu komisch vorkam, als daß er hätte schweigen können, erzählte es dem Oberschreiber, dieser, der den Lachreiz gerne verbreiten wollte, erzählte es im Vertrauen weiter, und als am nächsten Abend Uhden in Gesellschaft kam, fehlte es nicht an Anspielungen, und Uhden, der sich, um allen auszuwei=

chen, sogleich an den Spieltisch gesetzt hatte, mußte sogar hören, wie ein Witzbold mit vielem Pathos die Fahrt und Reiseabentheuer eines in Wein getränkten Haarbeutels erzählte, und mit den Worten schloß: Spaß ist Spaß, aber rc. — Da legte Uhden entrüstet die Karten nieder, und kam im vollen Zorn über den Schwätzer Paul, denn nur dieser konnte es ausgeplaudert haben, nach Hause. — Der sonst so treue Paul wurde, für seine Schwatzhaftigkeit mit einigen Ohrfeigen belohnt, und was das Aergste war, für immer verabschiedet.

Da stand nun der arme Verlassene, von seinem Geschick Ausgeworfene, und nun auch von seinem Wohlthäter Verstoßene. —

Unter Händeringen erzählte er seiner Mutter, was vorgefallen war, da kam Braxel dazu, der den Vorgang auf der Amtsstube erfahren hatte.

So viel Gewalt Suse sonst über ihren Mann hatte, so konnte sie doch ihren Sohn nicht vor thätlichen Mißhandlungen schützen. — „Was?" — schrie der Rohe — „der Bube macht so keine Art, hat ihn der Herr verstoßen — so behalte ich ihn auch nicht länger — kann sehen wie er in der Welt fortkommt, und

draußen sein ungewaschenes Maul spazieren tragen. —"

Als Braxel ausgetobt und sich entfernt hatte, sagte Paul: Mutter, der Vater hat recht — ich gehe fort — weit fort — in die neue Welt — nach Amerika, hier bin ich verachtet, kein Mensch will mich — keine Aussicht habe ich — und ehe ich werde, was der Vater ist — lieber sterben!

Ach Gott! seufzte Suse, nach Amerika — wenn es nur nicht so weit wäre, dort wärst du wohl am besten aufgehoben!

Sie gestand nun, von Mutterangst getrieben, das Schamgefühl überwältigend, ihrem Sohn den Fehltritt, dem er sein unglückliches Daseyn verdankte. — Dein eigentlicher Vater, fuhr sie fort, lebt in Philadelphia, ist dort verheirathet, und soll ein sehr reicher Mann seyn, erst vor einem halben Jahre habe ich es von seinem ehemaligen Feldwebel erfahren. Wenn es nur nicht so weit wäre! —

„Ach was weit? — Sehe sie Mutter, dort bin ich doch ein ehrlicher Mensch, dort zeigt man nicht mit Fingern auf mich, und sagt, das ist des Büttels Sohn. Mutter dorthin gehe ich — aber wird er mich erkennen, wird

er mich nicht einen Betrüger schelten, womit kann ich mich ausweisen? —"

Das könntest du wohl — da habe ich ein silbernes Schaustück, er gab es mir in jener Nacht — und als er am andern Morgen abmarschirte, gab er mir noch, wie er sagte, zu seinem Andenken, hier dieß Etui, es steht sein Name darauf — ach ich habe ihn nie vergessen — aber er mich! — Und dann die Hauptsache, du siehst ihm ja so ähnlich, daß mir oft bange ward, man möchte dich erkennen.

„Mutter nun habe ich keine Ruhe mehr, ich will hin — und sollte ich mich hinbetteln, oder als Matrose arbeiten. —"

Weißt du was Paul, ich will mit dem Herrn reden. —

„Da kommt sie gut an Mutter, der hat mich ja verstoßen."

Thut nichts — der Herr ist hitzig, aber doch im Grunde gut, — und wird gewiß den besten Rath wissen.

Am andern Morgen ging Suse hinauf zu dem Stadtvogt, als sie in sein Zimmer trat, zürnte dieser:

Was solls? — vorbitten? — nichts da — will nichts hören — gar nichts — soll fort! —

Nein Herr Stadtvogt, ich will nicht vorbitten — auch soll der Junge fort, und muß fort, ich sehe das gar wohl ein. — Ach wenn Sie doch die Gewogenheit hätten, mich ein wenig anzuhören. —

Suse stand bei Uhden gut angeschrieben, und sein Anfahren war die letzte Aufwallung seines Zorns; als er vollends der Mutter nasses, bittendes Auge sah, sagte er sanfter: Nun so rede sie. —

Suse fing nun ein wenig breit an, von der Zeit, wo sie als junges unschuldiges Mädchen in sein Haus kam. —

Alle Hagel — unterbrach sie Uhden — fange sie lieber bei ihrer Urgroßmutter, oder bei dem Apfelbiß im Paradiese an, das weiß ich ja schon alles. — Aber Suse entgegnete mit gesenktem Blicke, ach mein Herr Stadtvogt, alles wissen Sie doch nicht. — Sie bekannte nun, — und Uhden bließ immer stärker den Rauch aus seiner Pfeife — „so — ja — so gehts — da haben wir die Bescherung — jetzt wird mirs auf einmal klar, der Bursche ist ja dem Springenberg wie aus dem Gesichte geschnitten, nur daß er blaue Augen hat — nun die hat er von ihr. — Nun und da soll der Junge wohl seinen Vater aufsuchen, der Gott weiß wo

begraben liegt, oder welcher Fisch ihn verzehrt hat?"

Springenberg lebt, entgegnete Suse, und erzählte, was sie von dem Feldwebel wußte.

„Hm — wenn das wäre — dann freilich — wo ist denn dieser Mann? —"

Eine Stunde von hier ist er in Tannenberg ansäßig — er heißt Werner. —

„Nun da will ich doch hören — gehe sie mit Gott, es sollte mir lieb seyn, wenn die ärgerliche Geschichte mit dem — Haarbeutel zu was Gutem führte. —

Suse ging sehr getröstet, denn nun wußte sie ihre Sache in den besten Händen, der Stadtvogt gehörte nicht unter die Männer, die nur reich an Versprechen und Versicherungen sind, — wem er etwas versprach, dem hielt er auch gewiß treulich Wort. —

Schon am Nachmittag saß Uhden auf seiner Plässe, und ritt nach Tannenberg — die Sache war richtig — der Feldwebel war in der Residenz, seinen Gnadenthaler zu holen, den die alten Amerikaner erhielten; da sagte ihm der General Finkenstein, Springenberg sey in Philadelphia verheirathet, und müsse sehr reich seyn. —

Uhden mußte das Nähere erfahren, sein Groll auf Paul war weg, es freute ihn, daß dieser Junge, dem er auf keine Weise zu helfen wußte, durch diese Umstände vielleicht zu Glück und Ehre kommen könnte. Ohne von seinem Vorhaben etwas zu sagen, reiste er in die Residenz. Der alte General theilte ihm gerne mit, was er wußte.

Der Mann interessirt mich, sagte Uhden, er lag lange bei mir im Quartier, wir hatten ihn gerne — und er hat in meinem Hause ein Andenken hinterlassen, das ich in Verwahrung habe. —

„So — so — gewiß ein Lebendiges! — Ey das schicken Sie ihm — Springenberg ist, wie gesagt, in den besten Umständen, zwar hat er eine Creolin geheirathet, die sehr reich war — aber sie haben keine Kinder — wenn es ein Junge ist, wird es ihm doppelt lieb seyn! —"

Uhden bejahte das Letzte, und nahm alle Verabredung; der General versprach auf das gute Zeugniß, das Uhden seinem Paul geben konnte, ein Empfehlungsschreiben und zeichnete ihm auch vor, auf welche Weise Paul seine Reise machen sollte. —

Ueberaus freundlich ritt Uhden nach Hause. — „Wie sich doch so Manches in der Welt dreht und wendet, dieser hämische Rohfeld wollte mir Verdruß machen — und nun findet der Junge dadurch seinen Vater — wer weiß ob Suse, ohne diese Geschichte, ihr Lebtage das Maul aufgemacht hätte. —"

So kam er nach Hause, und ließ Susen und ihren Sohn kommen, — und sagte ihnen, wie gut die Sachen stünden. —

Paul war voll Freude, denn was ihm auch hier lieb und theuer war — seine gute Mutter konnte mit ihm weinen — sein Herr konnte mit dem besten Willen ihm nicht helfen — und — ach weiter war ja keine Seele da, an die er hätte denken dürfen; dies alles überwog das drückende Gefühl nicht, das wie ein schweres Gewicht auf ihm lag. So ging ihm doch, hinter dem Schleier der Zukunft, ein Stern auf, dessen zwar noch mattes Licht seine stillen Hoffnungen beleuchtete.

Der Stadtvogt ließ nun Braxeln kommen, es war der tausendzüngigen Fama nicht zu trauen, und auf alle Fälle besser, wenn er von seinem Gebieter die Sache erfuhr.

Braxel kratzte hinter den Ohren, und sagte: Habe ich mirs doch gleich eingebildet — der

Junge hatte von mir keine Ader, und wollte keine rechte Art machen, da er doch auf sein Auskommen hätte rechnen können. —

Nun meinetwegen — was geschehen ist, ist geschehen.

Ob Braxel ohne Uhdens Vermittlung so gelinde gewesen wäre, ist eine Frage, — denn er hatte einige Untugenden, um derentwillen Suse die Verwaltung der Kasse übernehmen mußte — eine Sache, die den guten Mann etwas incommodirte und um manchen Schluck Brandwein brachte, den er gerne über Durst und Gebühr gethan hätte; er würde auch wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit seinem Weibe diesen Posten abgenommen haben, den sie auf Veranlassung des Stadtvogts übernommen hatte, wenn dieser nicht sehr ernst und bestimmt den Beisatz gemacht hätte: „Vergessen und vergeben, übrigens bleibt Alles beim Alten, und wenn etwas vorfallen sollte — so bin ich da! —“

So weit war alles gut, als aber Mathilde, die von allem noch nichts vernommen hatte, hörte, daß Paul nach Amerika solle, da gabs viele, viele Thränen. Selbst Vater Uhden wurde aufmerksam, und sagte: Wetter! — Mädchen was soll das? — du thust ja, als

ob — Sapperlot, am Ende war's die höchste Zeit, daß der Bursche fortkommt.

Da entgegnete Mathilde unter bittern Zähren: Paul ist mit mir aufgewachsen — er war immer so gut — warum sollte ich ihn nicht lieb haben? —

Der Vater fand gerade nicht für rathsam, sich über diesen Artikel, und über die Abtheilungen und Unterabtheilungen der sehr verschiedenen Arten des Liebhabens, einzulassen: sondern fand vielmehr für gut, daß Mathilde, weil eine entfernte Tante unpäßlich war, sich auf ein paar Tage zu dieser begäbe — daß aus diesen Tagen Wochen wurden, war zufällig, und als Mathilde zurückkam, — war Paul auf dem Wege nach Hamburg. Vater Uhden ließ das Töchterchen weinen, und war um so gewisser, daß es so besser sey.

Pauls Reise war sehr glücklich. Von England aus, befand sich unter den Passagieren ein junger englischer Geistlicher. Paul verstand französisch, und so wurde einer des andern Lehrer bis sich beide halb englisch, halb französisch verständlich machen konnten. Diese Beschäftigung war, wie Paul wohl einsah, außer dem Nutzen, welchen sie hatte, auch ein

herrlicher Zeitvertreib, auf der langwierigen Seereise.

Doch wenn er Abends auf dem Verdeck saß, und in die dunkle Ferne hineinsah, wo Luft und Wasser in eines verschmolz, da spann sich aus dem fernen Nebelgewebe ein Bild, das so verlangend, so herzlich nach ihm hinsah, daß ihm oft das Herz recht schwer wurde, doch zauberten goldene Träume der Phantasie, ihm eine schönere Zukunft, und seine Hoffnungen eilten seinen verschwiegenen Wünschen zuvor. —

Glücklich und wohlbehalten kam er an, in dem Lande, wo Washington und Franklin sich unsterblichen Ruhm erworben haben. Er kam nach Philadelphia, und war mit Hülfe seines Reisegefährten, der Verwandte dort hatte, so glücklich, das Haus seines ungekannten Vaters bald zu finden. —

Jetzt erst, am Ziele, überfiel ihn mit Beben eine Angst; mit zitternder Stimme fragte er nach dem Herrn des Hauses und bat, ihn als einen jungen Deutschen zu melden, der Aufträge habe. —

Springenberg ließ den Ankömmling eintreten, der voll Schüchternheit den Mann kaum anzusehen wagte, von welchem jetzt sein ganzes

Lebensglück abhing. — Ehe er noch die Sprache finden konnte, redete Springenberg ihn an: Woher des Landes, junger Landsmann?

„Aus Grünfeld! —“

Auf Springenbergs Stirn blinkte stiller Ernst, den Schmerzgefühl oder Wehmuth erzeugte.

„Von Grünfeld? — Ey das ist mir lieb, lebt der Stadtvogt Uhden noch, und seine brave Frau?“

Der Herr Stadtvogt lebt noch, aber die Frau ist seit vier Jahren gestorben, — ich wurde in ihrem Hause dort erzogen.

„Wirklich? — Hm das freut mich — da können Sie mir wohl auch sagen, es war damals ein hübsches Mädchen im Hause — Suschen hieß es — lebt dieses noch, und wie geht es ihm? —

„Das ist meine Mutter! —“

Mutter? — Mutter! — wie alt sind Sie denn? —

„Achtzehn Jahre. — Hier ist auch ein Schreiben vom Herrn Stadtvogt, und vom Herrn General von Finkenstein. —“

Mit flammenden Blicken hatte Springenberg seinen ungekannten Sohn betrachtet, hastig riß er die Blätter auf, warf sich in einen Lehnsessel — „Nehmen Sie Platz, Freund! —

Springenberg las, und immer heller wurde sein Auge, eine stille Thräne schlich sich hervor und hing an die Wimpern. Er machte das kleine Paket auf, welches das Etui und die Schaumünze enthielt. Da suchten seine Augen die Höhe, er faltete die Hände, und rief: Barmherziger Gott, habe ich das verdient?

Paul, der während des Lesens wie eingewurzelt stand, in dessen Seele Freude und Angst, Hoffnung und Furcht wechselten — erbleichte bei diesen Worten.

Da wollte Springenberg aufstehen, aber er vermochte es nicht, mit ausgebreiteten Armen rief er jetzt: Sohn — mein Sohn komm an mein Herz!

Eine feierliche Stille ruhte segnend auf dem Augenblicke des Findens und Erkennens zwischen Vater und Sohn. —

Da ermannte sich der Vater, und betrachtete den so unverhofft Gefundenen: Ja! du bist es — das sind meine Züge, und das — o das sind Suschens liebe Augen, mit denen sie um Schonung bat — und vergebens flehte. — Guter Gott! wie unverdient reich machst Du mich in dieser Stunde.

Ueberhäuft mit Geld und Gut war ich ein Bettler, der um Liebe flehte, dem lachende Erben nachrechneten, wenn er aufhören würde, zu athmen. Als einzelner, verdorrter Baum, ohne Blätter und Früchte stand ich da; mein Weib starb — kinderlos war meine Ehe. — Und nun, da ich allein und freudenlos in meiner zweiten Heimath stand, kommt ein Zweig meines Stammes — frisch, grün und kräftig aus dem Mutterlande! O mein Paul! — da drückte er den Jüngling wieder fest an sein hochschlagendes Vaterherz.

Wie sehr die Freude auch jede Pulse Pauls erfüllte, wie neu beglückt, er, der Sohn eines geachteten Mannes, jetzt war; wie eine Reihe von Hoffnungen in den schönsten Bildern geschmückt mit allen Farben des Regenbogens, an ihm, und in ihm vorüberzogen, so war das doch nur ein Thautropfe gegen den Ocean, im Vergleich mit den Empfindungen des Vaters, der so unerwartet, unverhofft einen guten Sohn findet. —

„Komm, o komm mit mir ins Freie, die Luft hier wird mir zu enge — und erzähle — erzähle alles, was du weißt.

Paul wußte viel, denn die Mutter hatte, von Sorge und Angst erfüllt, sich jede Empfin-

dung jener Zeit wiederholt, und dem Jünglinge mitgetheilt. —

Als Springenberg hörte, wie Suschen am Mühlbach stand — wie sie verzweifelnd ihr Leben enden wollte. — Wie Braxel kam, und sie, die Verlohrne, diesem ihre Hand gab — da ergriff der Vater des Sohnes Hand, hob sie gewaltsam und rief mit bebender Stimme: Jüngling gelobe mir, daß nie deines Vaters Sünde deine Seele beflecke, beherrsche die Leidenschaft und gieb ihr keinen Raum. Du stehest in den Jahren, in denen auch ich stand, — o könnte ich den Schmerz dir mahlen der mein Inneres durchwühlt! Achtzehen Jahre mußte die Arme leiden für ein Vergehen, wozu sie verführt, verleitet, das ihr im Taumel aufgeregter Sinne abgezwungen wurde. Hätte nicht Gottes Vaterhand gewaltet, so wäre Mutter und Kind verlohren, und ich erlag dem Elende, der Verzweiflung! —

Ach! welche wunderbare Sehnsucht zieht mich ins Mutterland, zu trösten, gut zu machen, zu erheitern, so viel ich vermag. —

Bei den letzten Worten leuchteten Pauls Augen; denn die stille Furcht, sein Vater könnte ihn bereden, in Amerika zu bleiben, hielt sei-

nen Wünschen — und fernen Hoffnungen den Zügel.

Während Springenberg den Verkauf seiner weitläuftigen Besitzungen besorgte, während Paul sich mit den Sitten und Gebräuchen des Freistaats bekannt machte, und sich in der Stille sagte: wenn die Mutter nicht wäre — und — so bliebe ich gerne hier — aber was ist Freistaat und Unabhängigkeit, was sind alle Güter, gegen die Wünsche des Herzens. —

„Während diesen allen war es in der Hausvogtey von Grünfeld sehr stille. Mathilde hing das Köpfchen und trauerte, und wollte nicht verzeihen, daß man sie hintergangen und sogar um den Abschied gebracht hatte — jetzt da er fort war, jetzt wußte sie es erst recht, wie lieb sie ihn hatte. Selbst Vater Uhden vermißte den Jüngling, auf dessen Treue und Anhänglichkeit er sich verlassen konnte; und der alte Braxel fing an zu kränkeln. Suse pflegte ihn getreulich, und erkannte dankbar, daß er der Erhalter ihres Lebens war, und sie vor grösserer Sünde bewahrt hatte. Alt und lebenssatt ging er zur Ruhe hinüber in das Land, wo man keine Ketten und Banden, und keinen Schließer mehr gebrauchen wird.

Da kamen Briefe aus Amerika von Vater und Sohn, die köstliche Nachricht enthaltend, daß sie, so bald es die Jahreszeit gestatte, mit Gottes Hülfe dem Mutterlande zuschwimmen würden.

Da lebte Mathilde von neuem auf, und Suse die natürlich seit Braxels Tod im Hause blieb und zur Familie gezählt wurde, war vor Mutterfreude überseelig, Uhden ließ das Haus renoviren, und alles war in froher Erwartung.

Doch währte es lange, — es kamen keine Briefe, und auch die Reisenden blieben aus. Frankreichs Unruhen, die so viel Einfluß auf ganz Europa hatten, hielten sie in England zurück.

Endlich rasselte ein prächtiger Reisewagen vor die Stadtvogtei. —

Wer vermöchte die Freude dieses Wiedersehens zu schildern. Beide Paare hatten sich verändert, zwar waren Susens Augen noch blau, aber Sorge, Kummer und Mutterangst hatten sie tief in ihre Höhle gedrängt, und manche Furche lag auf dem Gesicht, das sonst in der Blüthe voller Gesundheit und Jugend prangte — auch Springenbergs Haare waren gebleicht — auch er hatte gealtert.

Aber Paul — aber Mathilde! Der junge Mann staunte die Jungfrau an, drei Jahre

hatten sie sich nicht gesehen, wie eine junge Rose hatte sie sich entfaltet, Hoffnung und Freude, Verlangen und züchtige Scham färbte die lieblichen Wangen, und mit klopfendem Herzen betrachtete sie den Jüngling, der, von der Sonne gebräunt, zu einem Manne erwachsen war. —

Der Stadtvogt Uhden lief von einem zum andern, und rieb sich freudig die Hände. Endlich brachte er die mit blauem Papier verpappte Schachtel, öffnete sie, und sagte jubelnd: — da — da — hier ist der Schlüssel zu dem Räthsel eures Lebens — denn ohne den Schabernack säß dieser noch in Amerika — und Gott weiß, was aus Paul geworden wäre.

Paul und Mathilde waren ein Herz und eine Seele, niemand störte ihre Freude, ihre Liebe.

Doch nicht lange, so sagte Vater Uhden: Freund Springenberg, ich denke, wir holen den Pastor, daß er hier den Segen spricht, die Leute werden stille, und stille Wasser gründen tief. Sie haben doch nichts dagegen?

„Dagegen? — daß zwei liebe Menschen glücklich werden? — Er soll kommen der Gottesmann, und zwei Paare einsegnen, denn ich muß gut machen, wo ich vermag.“

Den Geier auch — Herr — Freund bedenken Sie doch — Suse war ja Braxels — des — des Büttels Frau!

„Durch wessen Schuld? — durch die meinige! — Sollte sie ehrlos seyn, so habe ich sie entehrt. Alter Freund, ich habe jenseits des Meers gelernt, solche Vorurtheile abzulegen. — Seine Pflicht erfüllen ist die höchste Ehre, und Gott sey gedankt, daß ich es noch vermag, doch werde ich die Sache dem Fürsten selbst vorstellen. —

Fürst Herrmann, ein Greis, hoch an Jahren, rühmte laut Springenbergs Entschluß, und sagte: Ihr seyd nach der Hochzeit alle meine Gäste, und ich will den sehen, der es tadelt, wenn ein Ehrenmann gut macht, was er verdarb. —

Und der Neid zischelte und schwieg.

Die Bescherung.

Gottlob und Dank! sagte Armreich der Uhrmacher, als eben der Zeiger seiner Probir-Uhr auf zehn stand, schnappte das goldene Gehäuse der so eben fertig gewordenen Repetir-Uhr zu, und ließ den metallreichen Klang auf den Stahlfedern, die angezeigte Stunde wiederholen. Da schlich Emma, sein junges Weib, hinzu, und küßte ihn, indem sie das aus sehr triftigen Gründen längst ersehnte „Gott sey Dank" wiederholte, recht innig.

Armreich hatte die ganze Nacht hindurch gearbeitet, heute war der Weihnachts-Abend, Graf Erlach hatte diese Uhr bei dem geschickten jungen Manne besonders bestellt, und sie für seinen Sohn zum Christgeschenk bestimmt. — Die Zeit war kurz, es fehlte dem jungen Anfänger an so Manchem, was seine Arbeit gefördert hätte, er mußte bei den trüben Dezember-Tagen die Nächte zu Hülfe nehmen, und um

fertig zu werden, die letzte ganze Nacht durch-arbeiten. Er stand auf, rieb sich die Augen, und sagte: Brennen sie doch wie Feuerkohlen, liebe Emma! ich lege mich eine Stunde nieder, um mich nur ein klein wenig zu erholen, sollte ich länger schlafen, so wecke mich. — Bis ich mich ankleide, die Rechnung schreibe, und den etwas entfernten Weg zum Grafen mache, wird's gerade zwölf Uhr; um diese Stunde habe ich die Arbeit versprochen, so sieht der Graf, daß ich Wort halte. —

Während der Mann ermattet in tiefem Schlummer da lag, wankte Emma von schweren Sorgen geängstet, die kleine Stube auf und nieder. Mit jeder Stunde sah sie ihrer Entbindung entgegen, und fürchtete sich, ihren geliebten Mann damit bekannt zu machen, denn — ach! die Arbeit mußte fertig werden; die lange Zeit, welche er darauf wendete, die bedeutenden Auslagen, die er dabei hatte, dieses hatte ihr kleine Kasse bis auf die Neige geleert; zu dem heutigen kargen Mittagsmahl war der letzte Rest ausgegeben. Zwar war die Arbeit nun fertig, aber wird der Graf auch sogleich bezahlen? — ach wenn das der Fall nicht wäre — jetzt wo so manche Ausgabe zu machen war? Händeringend quälte sie der schmerz-

liche Gedanke: „kann die Liebe so unglücklich machen!“

Allerdings war diese die Ursache von Armreichs beschränkten Verhältnissen. Ohne eigenes Vermögen glaubte der junge Mann, es werde ihm bei seinem Fleiße und bei seinen Kenntnissen, da er doch als Geselle, für andere arbeitend, sich etwas erübrigte, wo doch den größten Gewinn der Herr zog, wenn er sich selbst etablire, gewiß nicht fehlen, und an Emmas Seite, müsse die Arbeit noch einmal so leicht gehen, und dann hoffte er, daß der reiche Vetter Wort halten, und ihn zur Anlage unterstützen werde. Emma Mildern, war eine Waise, und in jedem Betracht ein vortreffliches Mädchen, aber ihre ganze Aussteuer war, ein reiner frommer Sinn und ein Herz voll Liebe. — Von ihrer Händearbeit sich nährend, lebte sie bei einer Tante. Darum zog auch Herr Schmalhans mit in das Haus, und war ihr getreuer Begleiter. —

Zwar hatte sein oben erwähnter Herr Vetter, der reiche Mehlhändler Pölzig, ihm oft gesagt:

Sie werden schon sehen, daß sie mit dieser Mamsell, die so arm ist wie eine Kirchenmaus,

werden am Hungertuche nagen müssen. Leere Kübel, mein lieber Vetter, es ist ein altes, aber wahres Sprüchwort, leere Kübel bringen viel Uebel, und wo Geld ist, pflegt man zu sagen, da ist der Teufel, aber ich sage, wo keines ist, da ist er zweimal. Sind ja Mädchen genug da, die Batzen haben, da ist die Ficke Fetzhäußer, das Mädchen hat doch einige Tausend baar.

„Ach! Herr Vetter bedenken Sie doch, diese hat ja schon —

Was da — was da — ein armer Teufel, der nichts hat als seine Hände, muß das nicht so genau nehmen, überdieß ist das Kind gestorben, — kein Mensch denkt mehr daran, und der alte Herr — fügte Pölzig lächelnd hinzu — ist immer noch ihr Gönner und Patron. —

„Gerade diese Gönnerschaft ist es, wofür ich ganz ergebenst danke. —"

Nun so ist die Ilse Rothwein, dieser kann man doch so etwas nicht nachsagen, — auch diese hat Geld. —

„Geld mag sie haben, aber sie ist ein verzogenes Töchterchen, und aller Arbeit feind — zum spazieren gehen und Visiten laufen, und zum Waschen und Plaudern, Herr Vetter!

brauche ich keine Frau, das Eingebrachte ginge darauf und ich säße am Ende im Unglück. —"

Dafür ist der Mann da — doch wenn Sie eine Sparsame, Häusliche wollen, habe ich auch nichts dagegen, ist mir nur desto lieber — da ist die junge Wittwe, — eine Frau noch in den Jahren — gesetzt, verständig, und besonders sparsam — die Frau Marthe Zehdenick meine ich. —

„O du lieber Gott, die würde mich aushungern, und dann meine Haut verkaufen, um Geld zusammen zu scharren. —"

Ja wenn wir witzig werden wollen, dann richten wir es aus. — Kurz um, wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen, ich hätte gerne — so viel ich bei meinem Wenigen vermocht — unter die Arme gegriffen — hätte geholfen; aber so — gehorsamer Diener — so werf ich mein sauer Verdientes nicht weg. —

Sauer Verdientes? dachte Armreich. —

Pölzigs Tagsarbeit war, daß er im Sommer Morgens acht, oder wenn es noch nicht recht Tag war, um neun Uhr aus den Federn kroch — im Winter natürlich später — sich recht bequem beim Ankleiden bedienen ließ, sich sodann gemächlich zum Frühstück setzte, seine Portion Kaffee und mürbes Brod zu sich nahm,

und dann an seine Arbeit gieng — das heißt, er besuchte seine Mehlkammern, und unterwieß die Mägde gehörig im Mehlsieben — ertheilte seinen Kindern Weisung, auf wleche Art die Mischung des Bessern mit dem Geringern, vortheilhaft vorzunehmen sey; — so kam denn der Mittag herbei, wo er freilich nach solcher Anstrengung etwas Nahrhaftes zu sich nehmen mußte. — Nach Tische wurde ein Schläfchen gemacht — dann, wenn nicht etwa Getraidehändler oder Bauern kamen, in welchem Fall er seiner leichten Hand wegen, das Streichmaas beim Messen führte, dann wurde eine Bewegung um die Felder gemacht, damit man nach dem Fruchtstand seine Maasregeln nehmen konnte, und am Abend in Gesellschaft so viel kräftiges Getränke zu sich genommen, daß es dem Magen nicht an der so nöthigen Flüssigkeit fehlte. — Dies war ohngefähr Pölzigs saurer Erwerb.

Gott wird mir ja helfen, sagte Armreich, ich habe ihm immer vertraut, er wird mich auch jetzt nicht verlassen.

„Desto besser für den Herrn Vetter, denn ich kann bei so bewandten Umständen nicht helfen. —“

Armreich wußte nun recht genau, was er auf die frühern Versprechungen des Herrn Vetters zu halten habe, unter welchen Bedingungen er auf seinen Beistand rechnen könne — und empfahl sich. —

Sein Erspartes und einige Unterstützung reichten gerade hin, sein Bürger- und Meisterwerden, zu bestreiten, und recht im eigentlichen Sinn, mit leeren Händen, fing Armreich sein Geschäft an. Glücklich genug, sein Meisterstück bald zu verkaufen, machte er nun auch Anstalt seine Emma vor den Altar zu führen, da nach seiner Berechnung sein einzelner Lebensunterhalt gerade so viel koste, als wenn sie zu zweie wären, und daß durch Emmas Beistand doch dieß und jenes erhalten und erspart werden würde. —

Armreichs Rechnung war richtig, — daß er aber auch dieß und jenes nicht in Anschlag brachte, was gebraucht wird, und was der Einzelne nicht bedarf, und an das, was noch kommt, hatte er freilich nicht gedacht, weil ihm die Erfahrung mangelte; und da Emma bei ihrer Unschuld, seinen Fleiß und seinen Verdienst für goldene Berge ansah — so hielten sie sich blos bei dem Addiren oder Zusammenrechnen auf — ohne der Multiplication oder der Ver-

mehrung zu gedenken, welche die Division oder Vertheilung von selbst nach sich zieht.

Fleiß und Arbeitsamkeit schützten sie zwar vor Mangel, aber da der junge Anfänger keinen Gesellen halten konnte, in den ersten Jahren keinen Lehrling nehmen wollte, so konnten seine zwei Hände bei dem durch die Fabriken herabgedrückten Preis der Uhren keine Ersparniß zusammer bringen, und beide sahen nun wohl ein, r as ihr lebenslängliches Loos seyn werde.

Dabei fehlte es nicht, daß der Segen des heiligen Ehestandes sich zur rechter Zeit einstellte, und neue Sorgen mitbrachte. —

Wie willkommen daher die bedeutende Bestellung des Grafen, gerade zu einer Zeit war, wo man so nöthig Geld brauchte, läßt sich denken. Deßhalb bot Armreich alles auf, sein Versprechen zu halten, und den Erwartungen des Grafen zu genügen. —

Emma weckte ihren Gatten, und dieser eilte um so mehr sein Geschäft zu besorgen, da er aus Emmas Benehmen schloß, wie sehr sie seiner freudigen Rückkehr entgegen sähe.

Da stand nun das arme Weib, und weinte — die liebe Natur hat es mit dem schönen

Geschlechte recht mütterlich gemeint, daß er diesen weichen Wesen, durch die Thränen einen Ableiter gab, der zwar nicht alles Weh hinwegschwemmt, aber doch gewissermassen erträglicher macht — wer sah noch nicht, wie die Theilnahme, die Wehmuth, selbst die Freude, sanfte Thränen weinte, wie der Schmerz, die Furcht, die Sorge, bittere Zähren auspreßt, ja wie sogar der Zorn, nebst Zubehör, sich in dieser salzigen Fluth auflößt. —

Tadeln ist viel leichter als besser machen, ich sehe es Manchem an der Nase an, daß er denkt, nu was steht sie denn auch da und weint, und warum? — — „Weil sie allein war — weil sie Niemand um sich hatte, der in dem nächsten Augenblick beistehen konnte, weil die Arme sich nicht zu helfen wußte" — und da muß sie da stehen und weinen? — wäre es denn nicht weit klüger, sie gienge vor die Thüre, und riefe jetzt, wo sie es noch vermag um Beistand? — „Mein lieber Freund — denn eine Freundin würde durch solche Bemerkungen, jetzt, wo man gerne wissen möchte, wie es weiter ging, die Erzählung nicht aufhalten, — also lieber Freund, ihr habt noch wenig Erfahrung, — sonst würdet ihr nicht so hart seyn — findet ihr so ein beängstetes

Wesen, das seinem Herzen durch Thränen Luft macht, so reicht ihm, wenn ihr könnt, die Hand, und zeigt, — wenn ihr nemlich selbst welche wißt — Mittel und Wege — wo nicht, so laßt sie in Gottesnamen weinen. —"

Vollends unsere arme Emma. — Angst und Schamgefühl hielt sie befangen, zwar konnte sie ihre Hausfrau, die Hofräthin Welsing, deren edles Herz sie kannte, um Beistand ansprechen, aber die gute Emma hatte den Muth nicht, und weinte. —

Da trat wie ein tröstender Genius die Hofräthin in die Stube, einen hochgefüllten Korb tragend, der so Manches enthielt, was in den nächsten Tagen so nothwendig war, und was die Mittellosen sich nur spärlich anschaffen konnten.

Der Hofrath Welsing bewohnte den mittlern Stock des Hauses, und seine Frau, mochte Emma, ihres stillen Fleißes, ihrer Ordnung und Reinlichkeit wegen gar wohl leiden, und ging dem jungen Weibe, wo sie konnte, mit Rath und That an die Hand, sie hatte auch deshalb ihr Kinderzeug durchmustert, und was entbehrlich war, für Emma bestimmt; doch diese, froh des rettenden Engels, vermochte kaum dafür zu danken.

Schnell eilte die verständige Frau hinauf, sandte ihre Magd, die Wehmutter zu holen, und blieb sodann bei der Hülfebedürftigen.

Unterdessen kam Armreich in das Haus des Grafen, sein Haussecretair Hundeling, fuhr den ohnehin etwas Verzagten, sogleich beim Eintritt an: Nun kommen Sie einmal, der Herr Graf hätte beinahe die Geduld verlohren, ohne mein Vorbitten —

„Verzeihen Sie Herr Secretair, ich hatte die Uhr, Vorgestern auf heute Mittag zugesagt, eben schlägt es zwölf Uhr."

„Zeigen Sie. —"

Armreich gab die Uhr hin, und Hundeling tappte so daran herum, daß jener, der sie mit allem Fleiß polirt hatte, sie ihm gerne aus den Händen genommen hätte, — er ließ, wiederholt repetiren, hielt sie ans Ohr, griff endlich mit den Fingern in das Gehäuße um die Stärke des Goldes zu untersuchen, indem er sagte: wenn nur alles tüchtig und gut ist?

„Das garantire ich — doch bitte ich gehorsamst — die schöne Politur — sie wird auf diese Weise verunstaltet. —"

Mit grimmigem Gesicht entgegnete der Secretair — darf man sie etwa gar nicht berühren

— da packen sie den Käfer wieder ein, und geben sie her, der Herr Graf ist abwesend. —

Abwesend? sagte beklommen Armreich — ich habe — ich bin — —

„Nun was denn? vertrauen Sie mir etwa die Uhr nicht an? —

Ach Gott ja wohl! — aber ich bin so frei gewesen, und habe, wie Seine Excellenz befohlen, sogleich die Note beigelegt —

„Das wird ja wohl Zeit haben — oder ist Ihnen der Graf nicht gut genug? —"

Bitte tausendmal um Vergebung — aber — in der That — ich bin in einiger Verlegenheit — die starke Auslage, und dann — meine Frau sieht jeden Augenblick ihrer Entbindung entgegen.

„Das thut mir leid — ist nicht meine Schuld — wenn der Graf zurückkommt, morgen, übermorgen können Sie ihr Geld erhalten."

Ach du lieber Himmel, seufzte Armreich — Herr Secretair, wäre es denn nicht möglich, daß Sie mir nur etwas auf Abschlag gäben, ich bin wirklich ganz ohne Geld.

Das Gebettel ist mir doch im Tod zuwider, versetzte jener, ging an seinen Pult, nahm erst, mit aller Ruhe, als ob er aus seiner Dose die beste Prise heraussuchen wollte, recht ge-

mächlich Taback, öffnete sein Schreibpult, — klapperte unter mehren Geldsorten, gleichsam als ob er dem Harrenden zeigen wollte, es fehle nicht an Geld, und gab dem Hoffenden, in verschlagenen Groschen und Sechsern zwei Gulden — mit den Worten: Hier sind zwei Gulden, doch wie ich in der Rechnung sehe, werden Sie sich wohl einen Abzug gefallen lassen. — Ihr Leute übernehmt, und klagt dann über Mangel. Er winkte mit der Hand — ich habe jetzt mehr zu thun.

Betäubt taumelte Armreich fort. —

„Zwei Gulden! jetzt! — er besah das Geld — und was für Münze?“

Das — ja, das ist eine Bescherung zum Verzweifeln! — und Gott weis, was zu Hause meiner wartet. —

Seine Ahnung täuschte ihn nicht; als er gegen seine Wohnung kam, stand der Hofrath wartend am Fenster, und rief ihm entgegen, „kommen Sie einen Augenblick herauf.“

Schon an der Thüre kam ihm der Hofrath entgegen, „treten sie herein — ich gratulire zur Christbescherung, die liebe Frau hat Sie mit einem Söhnlein beschenkt.“

Ach Gott! da muß ich ja gleich —

„Bleiben Sie Freund, Ihre Frau ist gesund, auch der neugeborne Erbprinz — meine Frau ist unten, die Wöchnerin ist mit allem versorgt.“ —

Auf diese tröstlichen Worte, ermannte sich der Arme, der mit zitternden Gebeinen, in diesen Umständen, an seine geringe Baarschaft dachte.

„Nun war der Herr Graf zufrieden? wie ich hoffe, haben Sie meiner Empfehlung Ehre gemacht.“

Der Herr Graf sind verreißt. —

„Verreißt — wer sagt das? — das ist nicht wahr!“

Der Herr Secretair sagten es — Sie würden erst Morgen oder Uebermorgen zurückkommen. —

„Das ist ja nicht wahr, — doch das wird sich finden. — Wie mir meine Frau sagte, so sind Sie in einiger Geldverlegenheit, — da nun der Graf nicht sogleich bezahlt hat, so ist dieses unter den gegenwärtigen Umständen doppelt drückend. — Hier — indem er ihm eine Rolle Geld darreichte — sind fünfundzwanzig Gulden, Sie brauchen es mir nicht sogleich wieder zu erstatten. —

Da ergriff Armreich des Hofraths Hände: Ach Herr! — wenn Sie wüßten — Gott lohne

es Ihnen tausendfältig — ich hatte den Herrn Secretär in meiner Verlegenheit um eine kleine Abschlags-Zahlung gebeten, da gab er mir mit harten Worten zwei Gulden in dieser Münze. —

„Was ist das? — mit solchem Gelde zahlt Graf Erlach nicht aus — geben Sie mir's, ich speise morgen Mittag dort; — übrigens seyn Sie ruhig und freuen sich Ihrer Vaterschaft. — Was ich sagen wollte — da ist ja der Mann gestorben, der die Aufsicht über die sämmtlichen Thurmuhren hatte, die Stelle ist also vakant, — warum bewerben Sie sich nicht darum? —“

Weil ein Anderer da ist, der gerechtere Ansprüche darauf hat, — ein Familienvater von acht Kindern. —

„Da ist es brav, daß sie da zurücktraten — gehen Sie jetzt und sehen ihren Neugebornen. —“

Vor Freude wäre Armreich beinahe die Treppe Kopf über hinunter gekommen, denn er verfehlte die Staffeln; er war in dem Augenblick einer Sorge enthoben, die nur der zu fühlen vermag, den sein Geschick in ähnliche harte Lagen warf. —

Als er in seine Stube trat, reichte ihm lächelnd, mit etwas bleichen Wangen zwar, die Wöchnerin den Kleinen entgegen, und

nannte den Eintretenden, mit einem herzlichen Kuß überstandener Angst und Gefahr, ganz leise: „Vater!“

Die Hofräthin saß am Bette, und aus ihrem Auge glänzte die himmlische Thräne frommer Theilnahme.

Armreich küßte gerührt der edlen Frau die Hände; ach! wie vermag ich Ihnen zu danken!

„Lassen Sie das, und freuen Sie sich — und nehmen lieber einen gebührenden Verweis für Ihre — Sorglosigkeit will ich es nicht nennen — nein, Mangel an Vertrauen, Leute, die in einem Hause wohnen, sind sich zu gegenseitiger Hülfleistung verpflichtet, merken Sie das! Uebrigens will ich für die Wöchnerin schon sorgen, daß sie bekommt, was ihr gut ist, und was sie bedarf, Sie aber mein Herr sollen zur Strafe unser Tischgenosse seyn, bis die gute Frau wieder auf den Beinen ist — und das sage ich Ihnen, halten Sie mir die Frau ruhig, und seyn Sie hübsch stille. —

Schnell küßte sie Emma, und entschlüpfte durch die Thüre, ehe Armreich seinen Dank herzustottern mochte. —

Emma erzählte nun unter beständigen Ausrufungen: „ach die Frau ist ein Engel!“ — wie sie gekommen, und was sie gebracht habe,

— und da sie merkte, wo es fehle, habe sie für alles gesorgt, sogar der Hebamme einen blanken Dukaten gegeben, und ihr diesen Beutel mit den Worten in die Hand gedrückt, da thun Sie sich etwas zu Gute, wenn Sie besser sind. —

Als am ersten Christfeiertag der Hofrath Welsing bei dem Grafen Erlach speißte, er war sein Konsulent und in seinen weitläuftigen Angelegenheiten dessen Vertrauter, als das Dessert aufgetragen wurde, sagte der Graf: a propos Freund! ich bin recht vielen Dank schuldig — Sie haben mir da ihren jungen Miethsmann empfohlen, der tausend, das ist ein tüchtiger Arbeiter.

„Der Herr Graf sind also zufrieden?“

Das will ich meinen. Die Uhr ist ein Meisterstück an Fleiß und Akuratesse — Sie wissen, ich verstehe etwas davon — und dabei, da es keine Fabrik-Arbeit ist, der Preis sehr billig. —

„Das freut mich besonders, daß Armreich meiner Empfehlung Ehre macht. Es geht dem guten Mann hart, ein reicher Vetter, der ihm Unterstützung versprochen hatte, nahm sein

Wort zurück, weil er ein armes, aber fleißiges und recht braves Mädchen geheirathet hat."

So — das thut mir leid — nun ich denke noch Beschäftigung für ihn zu finden — ich habe ihm auch zwei Dukaten mehr geschickt, als er verlangt hatte.

„Der Herr Graf haben ihn also schon bezahlt? —"

Versteht sich — sogleich — Sie wissen daß ich solche Zahlungen nie hängen lasse. — Hundeling brachte mir die unterzeichnete Note. —

„Wollten mir der Herr Graf nicht auf eine Viertel Stunde Ihren Wagen erlauben, ich werde sogleich wieder hier seyn."

Nun — wo wollen Sie denn so schnell hin?

„Nach Hause, eine Angelegenheit, die mich, vielleicht auch Sie sehr interessirt — ich muß mir schleunigst Licht verschaffen. —"

Der Graf schellte. — Johann! — Franz soll augenblicklich die Pferde vorhängen. —

Im raschen Trabe fuhr der Hofrath fort, — ging sogleich zu Armreich und fragte: haben Sie Ihr Geld vom Grafen erhalten?

„Nein Herr Hofrath, bis jetzt nicht. —"

Nicht — gewiß nicht? —

Herr Hofrath, warum sollte ich es läug-

nen? ich habe noch nichts erhalten, und kam seit gestern nicht aus dem Hause.

„Gut — kommen Sie sogleich — Sie müssen mit mir zum Grafen.“

„Zum Herrn Grafen? — Ey du mein Gott, da muß ich mich doch erst anziehen, —“

Werfen Sie nur Ihren Oberrock über, Sie sind dermalen Kindbettwärter, ich will Sie schon entschuldigen, überdies ist der Graf en Famille, und sieht nur den Mann, nicht das Kleid an.

Armreich setzte sich ein, und fuhr mit. —

Herr Graf, sagte der mit Armreich eintretende Hofrath, wäre es Ihnen nicht gefällig, einen Augenblick in Ihr Kabinet zu treten?

Der Graf stand auf, und fragte verwundert, nun was giebt es denn?

„Es ist mir leid, entgegnete Welsing, daß ich Ihnen heute eine unangenehme Stunde machen muß, — doch — wie ich Sie kenne, weiß ich, daß es Ihnen doch lieb ist. Dieser Mann hat sein Geld noch nicht erhalten.“

Nicht erhalten? fragte der Graf.

Nein, Ihr Exzellenz! — versicherte mit tiefem Bückling Armreich. —

Welsing erzählte nun, wie Hundeling gesagt habe, der Herr Graf sey abwesend, würde

heute oder morgen erst wieder kommen, wie der Mann nothgedrungen um eine kleine Abschlags-Zahlung gebeten, und Hundeling, mit harten Worten und der Drohung eines Abzuges, ihm hier diese zwei Gulden in dieser Münze gegeben habe.

Da flammte der Zorn in dem Gesicht des hochherzigen Grafen: Bleiben Sie hier, bis ich Sie rufe, sagte er zu Armreich, und trat mit Welsing in das Speisezimmer. —

„Johann! — Hundeling soll herauf kommen, und wenn du mit einer Miene verräthst, daß der Uhrmacher hier ist, — so bist du ausser Dienst!

O ich werde gewiß nichts sagen, versetzte der forteilende Diener. —

Ich fürchte Herr Graf, sagte Welsing, mein schon früher geäußerter Verdacht, in Betreff dieses Hundeling, hatte nur zu guten Grund.

„Das wollen wir bald erfahren.“

Hundeling kam.

Haben Sie den Uhrmacher bezahlt? fragte der Graf.

Ja — Herr Graf, stotterte dieser.

Wann? wann haben Sie ihn bezahlt?“ und die zusammengezogenen Augenbraunen des Herrn verkündeten dem Treulosen Unheil.

Gestern — heute — ich — wollte es so eben selbst hintragen —

„Lügner! — wo ist das Geld?“

Ich habe es — ich will — ja ich will es sogleich hintragen — und somit wollte er fort.

„Bleiben Sie — her mit dem Geld! —“

Mit zitternder Hand langte jener das Päckchen hin, der Graf öffnete es — zählte — zählte wieder, — „hier fehlen zwei Dukaten, — wo sind diese? —“

Ich — ich hatte schon etwas auf Abschlag gegeben.

Auf Abschlag gegeben? donnerte der Graf, und stand auf, hier diese zwei Gulden in verschlagener Münze — und dafür willst du hartherziger Bösewicht den Mann, der dir seine Noth klagte, um zwei Dukaten betrügen. Voll Zorn warf er dem Sünder die Münze in sein entlarvtes bleiches Angesicht, — „fort aus meinen Augen — du legst Rechnung — oder ich übergebe dich, Betrüger! sogleich dem Gericht. — Herr Hofrath! ich muß Sie bitten, sich mit diesem Buben zu befassen und morgenden Tages seine Papiere zu untersuchen. — Fort diesen Augenblick.“ —

Gekrümmt, wie ein Wurm, zog dieser sich zurück, und befolgte den Befehl des Grafen

nur allzu pünktlich, — das heißt, er hatte keine Lust, so ganz unvorbereitet seine Rechnungen dem ihm bekannten Revisions-Talente des Hofraths zu überantworten — raffte zusammen, was er fortbringen konnte, und machte sich noch in dieser Nacht aus dem Staube.

Es thut mir leid, Herr Graf, ihr Vergnügen gestört zu haben, sagte Welsing. —

„Keinesweges — vielmehr danke ich Ihnen, ich hätte früher Ihre Warnungen beachten sollen. Kommen Sie heraus, junger Mann! Hier ist Ihr Geld, es thut mir leid, daß es ohne meine Schuld verspätet wurde. Sie haben mir mit Ihrer schönen Arbeit viel Freude gemacht, ich werde mehr für sie zu thun finden. Wie stehts, verstehen Sie auch andere mechanische Arbeiten zu verfertigen, und haben Sie Kenntniß von physikalischen und mathematischen Instrumenten?"

Ihro Excellenz! — ich hatte, weil ich sah, daß die Uhrmacherei durch die Fabriken sehr herunter gebracht wurde, mich besonders damit beschäftigt.

„So? — ey das ist mir lieb, — ich habe selbst einigen Apparat, den müssen Sie hernach besehen, — doch erst setzen Sie sich, und trinken ein Glas Wein.

Während Armreich durch die freundliche Zusprache des Grafen beherzter wurde, prüfte dieser gesprächsweise den jungen Mann, und war mit seinen Kenntnissen zufrieden. Als aber der Graf ihn in sein Kabinet führte, staunte Armreich über den Vorrath so vieler Instrumente. Der Graf sagte: Das ist mein Steckenpferd, doch bin ich übel daran, da es mir hier an einem tüchtigen Gehülfen fehlt, besonders, wenn dieses oder jenes einer Veränderung bedarf. Da ist z. B. dieses Instrument, es leistet nicht, was es soll, und ich weiß hier Niemand, der damit umzugehen versteht.

Armreich betrachtete es genau, und erwiederte: Ihro Excellenz, dieses Instrument kann so freilich seine Schuldigkeit nicht thun, — die Stellung dieser Schraube hier ist unrichtig.

„Könnte man es verbessern, und wie? —"

Der junge Mann erklärte nun, auf welche Art es eingerichtet werden müsse. Da klopfte ihn der Graf freundlich auf die Achsel und sagte: Ich glaube in Ihnen meinen Mann gefunden zu haben — und wünschte, daß Sie wöchentlich einige Stunden meiner Liebhaberei widmen möchten, — ich denke Sie dafür schadlos zu halten, und sichere Ihnen vorläufig hun-

dert Thaler jährlich Gehalt dafür zu, — was Sie arbeiten, versteht sich, bezahle ich besonders.

Da konnte Armreich nichts hervorbringen, als die Worte, Euer Excellenz! —

Lassen Sie die Excellenz weg, ich liebe das nicht, — ich heiße Graf Erlach. —

Da sagte Welsing, nun junger Freund! — das ist die Bescherung, die nach kommt, zum Erbprinzen. — Herr Graf! der Mann hat gestern einen gesunden Buben bekommen, und weil er doch seinen reichen Vetter nicht zu Gevatter bitten wird, so biete ich mich selbst dazu an. —

Da vermochte Armreich vor Freude über die Ehre, die man ihm hier erzeigte, nur mit tiefen Bücklingen zu danken. —

Aber Freundchen! fuhr Welsing fort, wenn nun alles nicht so gekommen wäre, wie es kam, wie konnten Sie so auf nichts, und mit nichts, in die Welt hinein heirathen? —

Herr Hofrath! — auf nichts? — nein, — wir haben mit Vertrauen auf Gott geheirathet. —

Nun das soll nicht zu Schanden werden, schloß der edelherzige Graf. —

Und Welsing sagte von Herzen: Amen.

Die Brautwerbung.

Beendigt war der blutige Kampf, der fast ganz Europa unter die Waffen gebracht, Thronen erschüttert und alte Fürsten-Häuser gestürzt hatte. — Siegreich kehrten die Völker heim, das Vaterland war befreit; die alte Ordnung begann wieder. Befestiget waren Throne und Reiche; und Regenten, welche der Usurpator zur Zeit seiner Zwingherrhaft vertrieben hatte, kehrten wieder in die Mitte ihrer verlassenen Völker, die unterdessen, bald die Hand des Gewaltigen fühlend, bald von seinem Eisenarm in das blutige Schlachtfeld gerufen, für seinen zügellosen Ehrgeiz ihr Leben unter Schmerz und Wunden aushauchten.

Da kehrte auch Ernst Hortmann zurück. Ausgezeichneter Muth, Besonnenheit, Gegenwart des Geistes und Ausdauer, machten ihn bald dem Befehlshaber rühmlichst bekannt, und sein Name stand auf der Liste derer, die sich

um das Vaterland hochverdient gemacht hatten. Er wurde nun auch nicht vergessen, und ein für ihn passendes Amt, dessen Dienstertrag seine Bedürfnisse deckte, war der Lohn seiner Vaterlands-Liebe, seines Pflicht-und Ehrgefühls.

Er fühlte sich nun glücklich, das Amt, welches er bekleidete, war seinen Fähigkeiten angemessen, und seine anerkannte Treue konnte nun auch im bürgerlichen Verhältniß, Früchte des gemeinsamen Nutzens hervorbringen.

Doch wenn er einsam heimkehrte, erwachte eine Sehnsucht nach Theilnahme in ihm, die ihm den Besitz einer verständigen Gattin wünschenswerth machte. Seine Lebensverhältnisse waren von der Art, daß er unter den Töchtern des Landes ohne Erröthen wählen durfte, — denn er hatte ja als Vaterlands-Vertheidiger sein Blut im heiligen Kampfe vergossen. Zwar konnte er seiner einstigen Lebensgefährtin keine großen Glücksgüter anbieten, und wenn gleich sein Einkommen für ihn, als einzelnen Mann, mehr als hinreichend war; so konnte er dennoch nicht sorgenfrei an eine mögliche Familien-Vermehrung denken, und doch fühlte er täglich lebhafter: es sey nicht gut, daß der Mensch allein sey.

Er glaubte berechtiget zu seyn, auf ein Mädchen Anspruch zu machen, die durch eigenes Vermögen ihm die Sorge für die Zukunft erleichtere. Und da er seines rechtlichen Charakters wegen überall Zutritt hatte, und allenthalben wohl aufgenommen ward, so wurde diese Hoffnung immer lebhafter, und nun als ernstliche Angelegenheit, jedoch mit der größten Vorsicht, betrieben.

Friedericke, die einzige Tochter des Einnehmers Hausdorf, war gar ein artiges und gebildetes Mädchen, ja man konnte sagen, daß sie schön war; dieser sich zu nähern versäumte Hortmann keine Gelegenheit, auch bemerkte er mit stiller Freude, daß Friederiken diese Annäherung keineswegs unangenehm sey. Oft schon schwebte das Bekenntniß seiner Wünsche auf seinen Lippen; aber ein Gefühl von Besorgniß hielt ihn immer zurück. Sorge der Nahrung konnte es nicht seyn; denn daß Hausdorf seiner einzigen Tochter eine ansehnliche Aussteuer mitgeben werde, und daß ihre Mitgift nicht unbedeutend seyn könnte, bezweifelte niemand. Seine Sorge war zarterer, edlerer Art; es war der Gedanke: ob Friedericke auch durch ihn glücklich werden könnte. So sehr er sich an den Aeußerungen ihres frohen Muthes

ergötzte, so peinigend war ihm der Gedanke, daß ihr Friede, wenn häusliche Umstände einträten, leichtlich getrübt werden könnte, und wie konnte er glücklich seyn, wenn sie es nicht war. Er hatte hohe Begriffe von den Pflichten der Hausfrau und Mutter. Drückende Jugend-Verhältnisse und ein strenges Geschick hatten ihn erzogen, er wurde in so manche Lebenslage geworfen, die ihm tiefe Blicke in die Häuslichkeit mancher von aussen glänzenden Familie thun ließen, und wo er seufzend bemerken mußte: so ein Loos möchte ihm nie zu Theil werden.

Ach, und doch drängte es ihn zum Ziele. — Ein Spaziergang, den mehrere junge Leute in ein nahe gelegenes Dorf veranstaltet hatten, und wo auch Friedericke nebst mehreren ihrer Freundinnen Theil nahm, war ihm höchst willkommen. Ein ahnendes Gefühl ließ ihm den ganzen Morgen keine Ruhe, und er konnte es kaum erwarten, bis die fröhliche Menge sich an dem bestimmten Versammlungsort eingefunden hatte.

Unter denen, die zum Mitgenuß an der Freude des heutigen Tages sich anschlossen, war auch die Tochter eines unbemittelten Mahlers, Auguste Blum.

Sie war nicht schön — und die Spuren der Verheerung, welche die Blattern in dem sanften Gesichte angerichtet hatten, erfüllten sorgliche Mütter mit Dank, daß diese schaudervolle Krankheit nun ihre Wirkungen nicht mehr äußern konnte — aber ein unbeschreiblich wohlthätiger Zug erhöhte das reine Oval, und gab ihr einen Liebreiz, der oft schon auf Hortmann einen Eindruck gemacht hatte, den dieser um so mehr zu verlöschen sich bemühen mußte, da ihr Unvermögen bei seiner eigenen Beschränktheit eine Scheidewand zog, die er nach seiner Meinung nicht überschreiten durfte.

Der fröhliche Zug begann. Hortmann wurde Friederickens Begleiter, und — heute — ja heute mußte sein Geschick sich entscheiden. Auf dem Heimwege, wo der freundliche Mond ihren Pfad beleuchtete, wollte er — so war es sein Vorsatz — ihr seine Wünsche entdecken, und gelänge es ihm, sich ihrer Gegenliebe zu versichern, sodann den Vater um ihre Hand bitten.

Man war angelangt, und ein kühlendes Wäldchen erfrischte die Gesellschaft.

Spiele wechselten nun mit Spielen, und wie hätte in so bunter Menge ein Pfänderspiel fehlen dürfen? Manches Mäulchen spitzte sich

zum freundlichen Kuß, und auch Hortmann wurde das Vorgefühl von dem zu Theil, was er sich immer lauter und lauter ersehnte.

Augustens Pfand kam auch an die Reihe, und mußte, wie gewöhnlich, mit Küssen gelöst werden; Hortmann traf das Loos, wie er sich ihr nahete, erröthete das züchtige Mädchen, und sagte: was die Sitte gebietet, und das Gesetz des Spieles vorschreibt, dem sich entziehen zu wollen, würde man leicht für Ziererei auslegen; sollte denn aber ein so verständiger Mann keine sinnreichere Auflösung angeben können? Doch wurde das Pfand gelöst, und da Mehrere aus der Gesellschaft einstimmten; der eine Theil, weil nicht jeder Auslöser ihnen willkommen war, Andere, die mit scheelen Augen ihre beglücktern Nachbarn oder Nachbarinnen betrachteten, und wieder Andere, weil sie des ewigen Geküsses müde waren, und etwas Sinnreicheres an diese Stelle wünschten, — so wurden andere Auslösungen vorgeschlagen.

Die Frage: was soll das Pfand bedeuten? sollte damit gelöst werden, daß, wenn es einem Herrn gehöre, dieser eine vorgelegte Gewissensfrage beantworten müsse. Hortmann, der heute mehr als jemals zerstreut, einen großen Theil Pfänder gegeben hatte, wurde, da es sein

Pfand war, aufgerufen; er mußte mitten in dem Halbzirkel Platz nehmen, und es wurde ihm von einer Freundin Friedericken's, wahrscheinlich nicht ohne Beziehung, die Frage vorgelegt: Was er von seiner zukünftigen Gattin erwarte? Es hätte ihm wohl keine Frage vorgelegt werden können, die ihn mehr in Verlegenheit gesetzt hätte, als gerade diese, und unter solchen Umständen.

Man bemerkte dieß, und wurde unter Scherz und Neckereien dringender. — Mit Schüchternheit begann er, sollte er seine Grundsätze hier laut aussprechen? würde man nicht vielleicht darüber spotten? und doch war ihm die Beantwortung dieser Frage selbst im Scherz viel zu ernst, als daß er eine Tändelei hätte daraus machen können — als der Gedanke wie ein Blitz seine Seele erhellte, es könnte dieß ein Prüfstein für die Gesinnungen Friedericken's werden. Und sein Blick weilte unvermerkt auch auf Augusten, die mit einiger Befangenheit, aber doch mit gespannter Aufmerksamkeit erwartete, was da kommen werde; während Friedericke mit leuchtenden Augen da saß, vielleicht schon im Herzen ihren Triumph feierte. „Wenn gleich unser Spiel nur ein heiterer „Scherz ist, — begann Hortmann — so darf

„ich, da die Bedingung die Beantwortung einer „Gewissensfrage ist, von dem Gesetze keine Ab„weichung machen. Sollte es dem Himmel ge„fallen, mich mit einer Gattin zu beglücken, so „könnte dieß nur dann seyn, wenn Adel der „Seele und hohe Reinheit ihres Gemüthes „ihren äußern Liebreiz belebte, wenn die über„nommenen schweren Pflichten, als Gattin, „Hausfrau und Mutter, ihr süßester Beruf „wären; wenn sie mit Ordnungsliebe und „häuslicher Sparsamkeit, gleich weit vom Geiz „und Verschwendung entfernt, in ihrem Wir„kungskreis waltete; wenn sie mit Nachsicht „und Freundlichkeit ertrüge, daß der Mann, „vielleicht durch seine Geschäfte ernst gestimmt, „ihr nicht immer so zuvorkommend begegnet, wie „sie wohl möchte, und nicht durch Kaltsinn die „Furchen vermehrte, welche Geschäfts-Sorge „auf seine Stirn gelegt haben; die ohne Em„pfindlichkeit es über sich gewinnen könnte, auf „ein Vergnügen zu verzichten, daß die Um„stände nicht leichtlich gestatten; das sie, sollte „Mutterfreude sie beglücken, mit treuer Sorg„falt und Liebe sich des hülfsbedürftigen Ge„schöpfes annehme, für seine Gesundheit wache, „und für seine körperliche Ausbildung mütter„liche Sorge trage; daß sie gerne, wo es die

„Nothwendigkeit erfordert, sich der Ueberzeu-
„gung des Gatten, des Mannes, füge, und
„nicht durch Murren oder Trotzen ein Leben
„verbittere, das ja ohnehin so reich an Be-
„schwerlichkeiten aller Art ist."

Hier stand Hortmann auf, seine Blicke wechselten während er sprach, beständig auf Friedericken und Augusten. Mit stiller Theilnahme saß Auguste da, ihre Wimper ließen nur selten ein Auge sichtbar werden, in welchem ein feuchter Glanz leuchtete. Friedericke hingegen saß mit gespitztem Munde, und gab sich immer weniger Mühe ein spöttisches Lächeln zu verbergen. Es war ein schneidender Kontrast, und Hortmanns Pulse, die noch vor einer Stunde so freudig pochten, erstarrten. Die Gesellschaft rief ihm Bravo, und lobte seine Aufrichtigkeit. Aber nun sollte dieselbe Frage mit gleicher Aufrichtigkeit von einem Frauenzimmer beantwortet werden. Es war gerade kein Zufall, daß das folgende Pfand von Friedericken ausgelöst werden sollte: denn wenn auch Hortmann seine Lippen bewahrte, daß sie das Geheimniß seines Herzens nicht ausplauderten, so waren seine Augen desto größere Verräther und man nahm eine wahrscheinliche Verbindung zwischen Hortmann und Friede-

ricken schon für Gewißheit; es war ja auffallend, wie er diese bei jeder Gelegenheit vor allen Mädchen auszeichnete. Darum wußte die Verwahrerin der Pfänder es schon zu machen, daß das nächste Pfand Friederickens seyn mußte.

Mit leichtem Schritte begab sich Friedericke auf den von ihrem Vorgänger verlassenen Platz; und so verlegen jener anfangs war, um so entschlossener war nun sie, nicht ohne beißende Anmerkungen, ihre Erwartungen an den Tag zu legen.

„Wenn ich aufrichtig seyn soll, sagte sie; „so muß ich gestehen, daß, wenn mir das Geschick einen Mann bescheren sollte, ich nur „dann an seiner Seite glücklich werden würde, „wenn er weit entfernt von den Grundsätzen „der sogenannten Herren der Schöpfung wäre, „die da glauben, das ehemals übliche: er soll „dein Herr seyn! berechtige sie, ihre Frauen zu „Mägden zu erniedrigen, die verdrießlich werden, wenn ein neuer Hut, oder ein neues „Band, das man doch einmal nicht entbehren „kann, ohne sich lächerlich zu machen, angeschaft werden soll; die da glauben, der einzige Wirkungskreis einer Frau sey die Kinder- „und Kochstube. Nein! in der That so ein

„Mann würde mich höchst elend machen. — „Bescheert mir der Himmel keinen Ehe- „herrn, der freundlich und fröhlich mit mir „durchs Leben geht, der mir gerne die Ver- „gnügungen gönnt, auf die ich standesgemäs „Anspruch zu machen habe, dem es Freude „macht mich in einem neuen Putz zu sehen, „der weit entfernt ist zu verlangen, daß ich die „Kinderwärterin machen soll, der mit freund- „licher liebevoller Gefälligkeit mein Leben ver- „schönert, und nicht etwa gar mit eifersüchtigen „Grillen mich plagt: würde mir kein solcher „zu Theil, und bewürbe sich einer jener Re- „genten um meine Hand, so würde ich — hier „nahm sie ihr Arbeitskörbchen vom Arme — „ihm ohne weitere Antwort diese Kleinigkeit „darreichen.“

Hier stand sie auf, verneigte sich spöttisch, und ging wieder auf ihren vorigen Platz.

Lautes Gelächter, und ein: o scharmant! der jungen Herrchen begleiteten sie.

Hortmann kannte nun das Loos, welches ihn an der Seite dieses begüterten Mädchens erwartet hätte, ihr unzartes Benehmen charak- terisirte sie hinlänglich.

Auguste, die es nicht über sich vermochte, Hortmann während seiner Rede im Auge zu

behalten, sah mit starren Blicken auf die Sprecherin, und ein Ausdruck des Unwillens lag in allen ihren Zügen. Hortmann hatte dieß nicht übersehen. Ueberhaupt hatte durch diese beiden Beantwortungen das Spiel eine Wendung bekommen, die eine merkliche Störung hervor brachte, und einige jener Tonangeber, die nirgends fehlen dürfen, hatten Mühe durch gesuchte Scherze das Spiel gar zu Ende zu bringen. — Man ließ es sich nicht undeutlich merken, daß Augustens Ziererei — wie sie es nannten — und ihre Altklugheit, wahrscheinlich aus heimlichen Neid, weil ihr vernarbtes Gesicht keinen anzog — daran schuld sey.

Ein ländliches Abendbrod, unter Scherz und Lachen genossen, stellte endlich, wenigstens äußerlich ein leidliches Verhältniß wieder her. Es wurde Abend, und die blasse Scheibe des Mondes fing an zu glänzen. Man brach auf und alles sammelte sich Paar und Paar. Hortmann, welcher um keinen Anstoß zu geben, Friedericken, die er herbegleitet hatte, auch wieder nach Hause führen zu müssen glaubte, sah sich nach ihr um, und — er empfand gerade kein Mißvergnügen darüber — sie hatte schon einem andern Herrn ihren Arm gegeben.

Schon wollte er alleine den Zug beschließen, als der Verlassene, Auguste im Hintergrunde gleichfalls verlassen erblickte. Er nahte sich ihr und sagte — etwas vorschnell, wir sind die übrig gebliebenen, gleich und gleich gesellt sich ja gerne — und bot ihr den Arm. Auguste verbeugte sich, sie war in dem Augenblicke keines Wortes mächtig. Denn wenn sie schon früher mit Wohlgefallen auf Hortmann verstohlen verweilte und das Mädchen glücklich prieß, die an der Seite dieses gesetzten, erfahrnen Mannes ihm alles seyn durfte, so mußte sie heute, wo er sich offen und redlich aussprach, wo er von der, die — wenn ihr argloses Herz den Neid gekannt hätte — von ihr beneidenswerth gefunden worden wäre, so öffentlich gekränkt und abgestoßen sich sah; so mußte sie diesem Manne ihre volle Theilnahme schenken. Und nun trug er sich mit so schmerzlicher Beziehung als ihren Begleiter an! —

Sie waren die Letzten. Der fröhliche Zug ging mit Gesang und Jubel, und mit Gesprächen, deren Inhalt leicht zu errathen war, voran.

Hortmann wußte der Unterhaltung bald eine anziehende Wendung zu geben. Die herrliche Natur, der überaus freundliche Abend,

die sanfte Beleuchtung des Mondes, und sein starker Schlagschatten, gaben Stoff genug; und Auguste gewann durch ihre einfachen, aber stets treffenden Antworten immer mehr die — Achtung ihres Begleiters. Man war am Thore, ehe man es erwartete und wünschte. Die Gesellschaft ging im allgemeinen fröhlich auseinander, wenigstens hörte man beim Abschiednehmen durchgehends die Versicherung, man sey außerordentlich vergnügt gewesen.

Hortmann betrat seine Stube, die ihm noch nie so heimlich, so wohlthuend vorkam; das blasse Dämmerlicht stimmte so sehr mit seinen Gefühlen überein, wo alles auch im Halbdunkel und Dämmerung lag. Er durchlief die Begebenheiten des Tages, und erinnerte sich seiner Hoffnungen und Erwartungen von diesem Morgen. — Wie so ganz verschieden war nun alles! Friederickens schöne Gestalt, mit ihrem gefälligen Wesen, stand nun wie ein verzerrtes Bild vor seiner Seele. Wie edel, wie rein, wie jungfräulich stand Auguste dagegen da? Auguste! dachte er seufzend. Und dieselbe Empfindung, die ihm, so oft er sie sah, so viele Mühe machte zu bekämpfen, wurde immer stärker, der Sieg immer ungewisser — die Scheidewand, welche

der Mangel des Vermögens zog, schwand immer mehr. Er wollte sich selbst entgehen und legte sich zu Bette, aber der Schlaf floh ihn.

Auch in Friederickens Benehmen war bei ihrem Nachhausekommen eine gewisse Unsicherheit unverkennbar; auffallende Lustigkeit wechselte mit Verdruß, niemand konnte ihr etwas recht thun, und ihr Mädchen, dem gewöhnlich erzählt wurde, was sich zugetragen hatte, erfuhr heute nichts und wurde fortgeschickt.

Desto heiterer und stillfröhlich war Auguste, ihr besseres Selbstgefühl erhob sie. — Mit freundlichem Lächeln trat sie in den Kreis ihrer Lieben, denen sie alles war, Tochter, Mutter und Schwester, die sie fröhlich hüpfend empfingen. Jedes hatte nun etwas vorzubringen, zu erzählen, und der Vater mußte erst das junge Volk gewähren lassen, ehe er seiner Auguste mit der Frage: Warst du vergnügt mein Kind? die Hand reichen konnte. Hätte Hortmann sie so gesehen, wie die Beweise gegenseitiger Liebe alle belebten, er hätte an keine Scheidewand mehr gedacht.

Kaum leuchtete der erste Sonnenstrahl durch sein Fenster, als er eiligst aus dem Bette sprang und sich ankleidete; er sah auf die Uhr — es war erst vier Uhr! Er war

nämlich fest entschlossen, sich mahlen zu lassen, da er wußte, er würde seiner alten Mutter, die entfernt von ihm lebte, eine große Freude damit machen. Er wußte dieses zwar schon lange, aber er konnte immer nicht recht einig werden, wer ihn mahlen sollte: jetzt wußte er es, Augustens Vater würde seinen Erwartungen entsprechen, und überdieß sey der kleine Verdienst diesem Manne ja auch vor allen Andern zu gönnen.

Deßhalb war er auch so geschwind aus den Federn, darum zog er sich so eilig an. Aber es war denn doch noch zu frühe; er wußte zwar von Augusten, daß um fünf Uhr Morgens das ganze Haus bei ihnen lebendig sey; aber einen Besuch, oder eigentlich eine Bestellung kann man doch vor neun Uhr nicht machen.

Zu Hause ließ es ihn aber auch nicht ruhen, er mußte ins Freie, der Zufall, — so kam es ihm wenigstens vor — führte ihn in die Gegend des gestrigen Spazierganges, der kühle Morgen that ihm überaus wohl, und ehe er es sich versah, war er in dem Wäldchen, in dessen Schatten gestern sein Geschick eine so unerwartete Wendung genommen hatte. Ueberall schwebte Augustens Bild vor ihm, und der seelenvolle Blick ihres schönen Auges heilte

eine Wunde, die Friederickens Hohnlachen und ihr spöttisches Darbieten des Korbes, so tief verletzt hatte. Er ging nun mit langsamen Schritten wieder der Stadt zu, und stand mit dem Schlag acht Uhr vor Blums Wohnung.

Er trat ein; noch hatte er kein schöneres Bild des Familien-Lebens gesehen, mitten in dem, mit ganz- und halbfertigen Oehlgemälden behangenen Zimmer, saß Vater Blum an seiner Staffelei; Auguste war eben beschäftiget, ihre jüngern Geschwister zum Fortgehen in die Schule zu richten, und Luise, die jüngere Schwester Augustens, eine eben aufblühende Schönheit, putzte das Gemüse zum Mittagessen.

Blum sah auf, ihm war der stattliche Mann fremd, denn noch hatte er Hortmann nicht gesehen, wenn gleich öfter, und erst noch gestern Abend von ihm gesprochen wurde. Auguste rief: ach Herr Hortmann! — Herr Commissair Hortmann, verbesserte sie schnell. Vater Blum stand von seiner Staffelei auf, steckte Pinsel und Mahlstock in seine Palette, und legte diese bei Seite.

„Seyn Sie mir freundlich willkommen; freut mich, daß ich das Vergnügen habe, Sie kennen zu lernen, habe schon so manches Gute

von Ihnen gehört, auch waren Sie so gütig, am gestrigen Abende meiner Auguste Begleiter zu seyn. — Was führt Sie zu mir?" —

Die letzte Frage brachte den guten Hortmann wieder einigermassen zu sich, denn er hatte bei dem Eintritte rein vergessen, zwar nicht was er eigentlich haben, sondern was er sagen wollte; jetzt besann er sich wieder. Richtig, sein Portrait wünschte er gemahlt zu haben. Er äußerte dieß gegen Blum, mit dem Bemerken, daß er solches für seine Mutter bestimme. —

„Nun da machen Sie mir eine rechte große Freude, es lacht einem das Herz, wenn man statt der flachen Alltagsgesichter, die beim Sitzen den Mund zusammenziehen, um ein gedankenloses Lächeln hervorzubringen, einmal einen Kopf zu mahlen bekommt, dessen Ausdruck Wahrheit und Redlichkeit ist; da geht die Arbeit noch einmal so leicht von statten." Hortmann drückte dem gesprächigen Alten die Hand; es sollte ja keine Schmeichelei seyn, was er sagte, es war Liebe für seine Kunst. — Wann wollen wir anfangen? fuhr Blum fort. —

„Je eher je lieber."

Schön, ist es Ihnen gefällig, sogleich? —

ich habe aufgespannte Leinwand. Geh liebes Kind, hole sie. —

Auguste entfernte sich. Während dem konnten Hortmanns Blicke ungehinderter in dem Zimmer umherschweifen. Ueberall erblickte sein Auge die höchste Einfachheit, die beinahe an Dürftigkeit gränzte, und doch bei alledem eine Ordnung, eine Reinlichkeit, die ihn in Erstaunen setzte. Auch die Kleidung der beiden Mädchen war höchst sauber und rein, aber von dem wohlfeilsten Zeuge und fast ganz verblichener Farbe, sie mochten schon durch so manche Wäsche gegangen seyn.

Der kleine Spiegel war bekränzt, wahrscheinlich die Erinnerung eines Familienfestes. Er konnte nicht sprechen, auch Blum sprach nicht, denn dessen Künstlerseele sog mit hellem Blicke die kräftigen Züge des Mannes ein, in denen Entschlossenheit und Muth, sanfter Ernst und Milde in dem schönsten Einklange standen. Das Feuer, das in den Augen brannte, sprach deutlich, daß das Bändchen, welches das Knopfloch zierte, wohl verdient war. Auguste kam wieder und brachte mehrere Rahmen von verschiedener Größe.

„In welcher Stellung und in welcher Größe wünschten Sie gemahlt zu seyn, mein lieber

Herr Commissair?" Das, erwiederte Hortmann, überlasse ich ganz Ihrer Einsicht, nur allzugroß dürfte es nicht werden, weil der Raum in der kleinen Stube meiner guten Mutter dieses nicht gestattet. Hortmann setzte sich in das rechte Licht, der Vater machte den Entwurf, und Auguste setzte sich so, daß sie beides, die Zeichnung und das Original, unbemerkt — wie sie meinte — im Auge haben konnte. Aber auch Hortmann glaubte ein Aehnliches, doch trafen sich öfter ihre Blicke, und mit immer weniger Verlegenheit.

So, sagte Blum, der Entwurf ist gut! Luise, das muntere Mädchen, legte schnell Gemüse und Messer weg, und kam, um den Entwurf mit Kreide zu besehen. Väterchen, sagte sie, das hast Du recht gut gemacht, da muß ich Dir einen Kuß dafür geben. Kindisches Mädchen, schmollte komisch der Vater — gab ihr aber doch den Kuß — schämst Du Dich denn nicht?

„Warum denn, lieber Vater? sähe die Mutter dieses Herrn, wie sprechend ähnlich schon der Anfang ist, sie küßte Dich gewiß auch, und uns alle dazu in den Kauf, weil wir Deine lieben Kinder sind."

Blum untermahlte nun das Portrait, und sagte: wenn es Ihnen gefällig ist, etwa morgen wieder zu kommen, doch möchte ich mich damit nicht gerne übereilen, wenn Sie nicht etwa besondere Ursache haben, mich zu drängen. Diese hatte Hortmann ganz und gar nicht, vielmehr bat er, Blum möchte mit aller Muße mahlen, und sich durchaus nicht übereilen, weil er — gerne seiner Mutter eine Freude machen möchte.

Das Portrait wurde fertig, und übertraf Hortmanns Erwartung bei Weitem, er konnte seine Verwunderung nicht bergen, daß Blum nicht mehr gekannt und nach Verdienst belohnt werde. Ach! sagte Blum, das ist nun einmal so, — und wer weiß ob ich bei größerer Einnahme so zufrieden, so heiter wäre. Ob meine Kinder, die der Mangel an so manches Entbehren gewöhnt hat, mir dann so viele Freude machen würden. Denn Herr — es ist mein Stolz es zu bekennen, hier leuchteten seine Augen — ich bin ein recht glücklicher Vater. Als ich in dem letzten Wochenbette meines guten Weibes auf immer von ihr für diese Welt Abschied nehmen mußte, — als sie die theure Leiche aus dem Hause trugen, ich mein Liebstes begleiten wollte und mir die Kniee

brachen, daß ich nicht fort konnte; da Herr war ich — oder glaubte mich recht elend. Hatte mir der Tod nicht alle Lebens-Freude geraubt? was sollte aus meinen fünf verlassenen Waisen werden? Ich lebte immer nur meiner Kunst und kümmerte mich wenig um die Führung des Hauswesens, wußte ichs doch gut versorgt. Meine Auguste war damals fünfzehn Jahr alt, — hier entfernte sich diese unbemerkt, — was glaubte ich da erwarten zu dürfen, am meisten dauerte mich der arme neugeborne Wurm! — Vergessen, lieber Herr, kann ich mein gutes Weib nicht, aber verschmerzt habe ich sie, denn sie ließ mir ja ein Pfand ihrer Muttertreue in meiner guten Auguste. Hier sah sich der Vater nach ihr um, sie war fort. — Dieses Mädchen, fast selbst noch ein Kind, übernahm nun alles; die langwierige Krankheit, die Unkosten des Begräbnisses, hatten meine Vermögens-Umstände zerrüttet, der Schmerz hatte mich unfähig gemacht zu arbeiten, wir konnten weder Amme noch Magd halten, und das wackere Mädchen übernahm alle Arbeiten. Es ist mir heute noch unbegreiflich, wie sie es anfing. Freilich bin ich ihr manche schlaflose Nacht schuldig, die sie durchwachte, um das Geräthe

der Kleinern zu waschen, zu ordnen und auszubessern, auch hier meine Kleine ging ihr nach Kräften an die Hand, und oft nach Mitternacht hörte ich sie beide leise singen, um sich den Schlaf zu vertreiben. Endlich konnte ich wieder arbeiten, Lebensmuth erwärmte mich wieder, gestärkt durch das Beispielm einer guten Kinder; ich fühlte, daß ich noch andere Pflichten zu erfüllen hatte, als meine Heimgegangene zu betrauern. Aber alles was ich nun bin und habe, verdanke ich meiner guten Auguste; nun Gott wird sie dafür segnen! Das wird er — o das wird er gewiß! fiel Hortmann ein. —

Obgleich das Portrait längst fertig und abgeschickt war; so fehlte doch Hortmann nur wenige Tage der Woche in Blums freundlichem Kreise. Es wurde ihm immer deutlicher, daß Auguste die Einzige sey, sein Leben zu beglükken; nur störte ihn der Gedanke: sollte er dem Vater seine liebste Stütze entziehen? zwar war Luise nicht minder gut und thätig, aber sie bedurfte noch immer der verständigen Schwester Leitung; sie bedurfte deren um so mehr, da sie ausgezeichnet hübsch war, und wenn sie an einem öffentlichen Platz erschien, so manches lüsterne Auge auf sich zog. Auch wußte er, wie schwer

die Trennung dem guten Vater fallen würde, wenn gleich die Versorgung seiner Tochter ihm gewiß Freude machte. Und dann wurde ein Zweifel in der Seele des redlichen Mannes immer mächtiger, je mehr Beweise von Augustens Vortrefflichkeit er täglich erhielt; der Zweifel nehmlich: ob er auch wohl im Stande seyn würde, Augusten so glücklich zu machen, als sie es verdiente; und doch fühlte er tiefer und immer tiefer, von ihr könne er nimmer lassen.

Während Friedericke Hausdorf auf Bällen umher schwärmte, und die Göttin des Tages war; die ein Heer von Anbetern umschwirrte, und verdarb; saß Auguste bei ihrer Arbeit, erheiterte ihren Vater, belehrte Luisen, sorgte für die drei Kleinen, und war so die Segensquelle dieser armen, aber höchst glücklichen Familie.

Eine kleine Unpäßlichkeit, die Hortmann am Ausgehen verhinderte, reifte seinen Entschluß; er wollte Augusten schreiben, er wollte ihr sein Herz entdecken, und ihr ein treues Gemählde seiner Fehler und Schwächen entwerfen. Er schrieb ihr:

Innig verehrte Freundin!

Ihr Wohlwollen, die Theilnahme an so Manchem, was mich betrifft, die gütige, und ich darf wohl sagen eigentlich durch Sie ver-

anlaßte Aufnahme in Ihrem Hause, berechtigen mich, Ihnen diesen Namen zu geben.

Aber, liebe Auguste, das ungestümme Herz verlangt mehr! Jene thörichten Gedanken, daß bei einer mäßigen Einnahme die Lebensgefährtin nothwendig Vermögen besitzen müsse, sind längst einer bessern Ueberzeugung gewichen.

Mit Bewunderung, und ich darf sagen mit Entzücken sah ich in Ihrem Hause, dessen belebendes Wesen, selbst nach dem Ausspruch des Vaters, Sie sind, ein wie viel größeres Kapital, mit unausbleiblichen Zinsen, eine Gattin seyn müsse, die wie Sie alles zu benützen, zu ordnen, anzuwenden versteht, die mit unermüdeter Sorgfalt sich jeder Arbeit unterzieht, deren höchster Schmuck Reinheit im Innern und Aeußern ist, die im einfachen selbst verfertigten Gewande all' die Lieblichkeit besitzt, die so mancher Modedame abgeht. — Mit scharfem Auge, liebe Auguste! beobachtete ich Sie, und immer stieg meine Verehrung. Werfe ich aber einen Blick auf mich selbst, was habe ich Ihnen anzubieten? Eine mäßige, sehr mäßige Einnahme, deren Vermehrung ich jetzt, wo so viele wackere Männer, die sich dem Dienste des Vaterlandes in der Zeit der Noth widmeten, Ansprüche zu machen haben, nicht erwarten

darf. — Doch sollte auch Ihre Genügsamkeit damit auszureichen vermögen, was din ich selbst Ihnen gegenüber? Prüfe ich mich, so finde ich so manches anders, als ehehin, was ich für männliche Kraft hielt, erscheint mir nun als Gewalt, was ich für Wahrheitsliebe hielt, könnte das nicht Tadelsucht seyn? So manches, was ich gethan zu haben glaubte, war es frei von Selbstsucht, von Eigennutz? wie häßlich kleidet mich mein Stolz, den ich so gerne Selbstbewußtseyn nannte, Ihrer stillen Anspruchlosigkeit gegenüber. — Ach Auguste, ich möchte Sie vor mir warnen, und doch — ich fühle es — kann ich nimmer glücklich werden ohne Sie! — Entscheiden Sie gütig, ob ich mit dem guten Vater sprechen darf; vielleicht finden wir ein Mittel, die Trennung minder schmerzlich zu machen. Aber keinen Zwang, theure Freundin! fühlen Sie keine Neigung zu mir, es würde mich schmerzen — aber ich könnte Sie darum nicht minder hochachten. — In drei Tagen hole ich Antwort, oder — wann Sie wollen. — Unter allen Umständen wird es mir theuer seyn, mich zu nennen

Ihren

treu ergebenen Freund

Ernst Hortmann.

Schon am andern Morgen brachte Augustens Bruder ein Briefchen. — Mit zitternden Händen erbrach Hortmann den Umschlag, der die Entscheidung seines ganzen Lebens enthalten sollte.

Kostete es ihr so wenig Ueberwindung, so schnell, schon am nächsten Morgen, nein zu sagen! — er öffnete und las folgende Zeilen:

Edler, allzu bescheidener Mann!

Sprechen Sie mit meinem Vater — und nehmen Sie im Voraus die herzliche Versicherung, daß ich kein höheres Glück kenne, als mich zeitlebens zu nennen

Ihre

treue Auguste.

Ein sanfter Schauer überfiel ihn, — seine gefalteten Hände hielten das Siegel seiner irdischen Glückseligkeit. — Mit geschlossenen Lippen, aber mit beredtem Blicke, wandte sein Auge sich zum Vater der ewigen Liebe, und sein Schweigen war des Herzens heißester Dank. — Er stand nun am Ziele seiner Wünsche, diese wenigen Zeilen enthielten alles, was er sich von der Vorsehung zu erflehen kaum getraute. Ohne Zögerung, ohne Ziererei, hatte ihm Auguste die Versicherung ihrer Gegenliebe gegeben. Er sah nun, daß es keine Täuschung

war, wenn er in Augustens klarem Auge mehr als freundschaftliche Theilnahme zu lesen glaubte. Hätte er doch nun alle Welt zum Mitgefühl seiner Freude, seines Glückes, auffordern können!

Alle und jede Unpäßlichkeit vergessend, kleidete er sich eiligst an, und flog mehr als er ging, um von dem Vater die Bestätigung zu erhalten, daß er sein Theuerstes ihm vertrauen wolle.

Selbst die Feder, die hinter dem Ohr steckte, vergaß er wegzulegen — hätte er durch sein Aeußeres Augusten erringen wollen, so würde der treue Rathgeber aller Elegants ihn auf diesen Uebelstand aufmerksam gemacht haben, — aber so wie er war, dachte er jetzt an keinen Spiegel, und kam mit diesem Geräthe seiner Beschäftigung zu seiner Geliebten.

Eilig trat er in die Stube, Auguste kam ihm freundlich erröthend entgegen, aber mehr als die Worte: Auguste! meine Auguste! standen ihm nicht zu Gebote. — Er nahte sich Augustens Hand haltend, dem Vater: Meine Wünsche, mein Glück, theurer Mann, steht nun bei Ihnen, wollen Sie auch mein Vater seyn?

Freudig umarmte Blum den edlen Mann, mit den Worten: seyd glücklich! — und reicher Segen an Ruhe und Zufriedenheit begleite Euch auf Euern Wegen. — Es wird mir freilich anfangs mancherlei fehlen, wenn sie nicht mehr um mich ist; je nun, es gilt ja ihr Glück, und in bessern Händen kann ich sie nimmer wissen; Luise mag nun in ihre Stelle treten, und des Hauses Mutter werden. — Aber Freund, und Sohn! es schmerzt mich tief, es sagen zu müssen, — ich kann meiner armen Auguste keine Ausstattung mitgeben — eine schmerzliche Thräne füllte das Vaterauge. Hortmann fiel ihm gerührt um den Hals. — O stille, um Gotteswillen stille, kein Wort davon! empfange ich nicht den größten Schatz aus Ihren Händen, lieber Vater? Und dann, auch scheiden wollen wir nicht, es würde den Frieden meines Lebens stören, wenn ich Sie, zwar nicht verlassen — denn Luise wird gewiß ihrer guten Schwester getreue Nachfolgerin werden, — aber von der theuren Tochter getrennt wissen sollte. Wir wohnen beisammen, Sie ziehen zu mir, oder ich zu Ihnen, wie es die Umstände am besten gestatten, wir machen eine gemeinsame Haushaltung zusammen, und vermehren so den Kreis unseres Glückes.

Das war mehr als Vater Blum, als Auguste erwartete; mit Innigkeit umarmte sie ihren, nun durch die Genehmigung des Vaters, Verlobten, und der erste Kuß geheiligter Liebe brannte auf seinen Lippen. — Jetzt erst wurde die Freude laut, und ward ein allgemeiner Jubel; Luise klatschte in die Hände und tanzte fröhlich herum: so verliere ich doch noch nicht mein Mütterchen, und kann noch eine Weile kindisch bleiben; aber, lachte sie: „was tausend! sieh Auguste, Dein Herr Bräutigam hatte gewiß große Eile zu kommen, vergaß er doch sogar, die Feder hinter dem Ohr hervor zu nehmen." — Ob wohl Auguste über diesen Verstoß gegen die Etiquette unwillig war? —

Die Einrichtung dieser genügsamen Menschen war bald gemacht, — und in wenigen Wochen begleitete die frohe Familie die Glücklichen zum Traualtar. Auch Hortmanns Mutter war Zeuge von dem Glück ihres Sohnes. — So schmuck- und prunklos diese Hochzeit auch war, so reichlich schüttete der Gott der Freude sein Füllhorn über alle aus.

Wenn man ziemlich allgemein annehmen kann, daß es bei einer bekannt gewordenen Verbindung nie an Leuten fehlt, welche die Achsel zucken, oder das Näschen rümpfen, so

gereichte es Augusten gewiß zur Ehre, daß Hortmanns Wahl allgemein gebilliget wurde. Selbst Friedericke, die nun die Verlobte eines reichen Mannes war, sagte: er hatte recht, wir taugten nicht für einander.

Was Hortmann nicht erwartet hatte, geschah; er erhielt, ohne sein Ansuchen, eine einträglichere Stelle, seine Brauchbarkeit, sein gewissenhafter Fleiß erwarben ihm diese Beförderung. Er konnte nun sorgenfreier Augusten so glücklich machen, als sie es verdiente.

Auch Vater Blum gewann dabei, man lernte durch diese Verbindung den Biedermann kennen und seine Kunst schätzen — und der höchste Lohn der Tugend fehlte ihnen nie: Friede der Seele.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Burger, Carl,

Lebens-Bilder in Erzählungen

Bd.: 1

Bayreuth (1830)

P.o.germ. 210 s-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106576-8